

## INHALT

Zum 200jährigen Geburtstag der Königin Luise von Preußen, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz / <i>Peter Heitmann</i> . . . . .	7
Glückwunschsreiben des Marschall Blücher an den Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz . . . . .	9
Friedrich Wilhelm Buttell / Fortsetzung / <i>Annaliese Wagner</i> . . . . .	11
Heinrich Tessenow / <i>Roderich Schröder</i> . . . . .	27
„Hegel war mein Freund“ / <i>Hans-Ewald Wohlfahrt</i> . . . . .	33
Die Kandidatur des Rostocker Theologen Heinrich Müller für das Haupt- pastorat an der Hamburger St. Katharinenkirche <i>Helge Bei der Wieden</i> . . . . .	40
Walther Gothan / <i>Dr. Gerhard Böhmer</i> . . . . .	45
Gedicht / <i>Karl Nahmmacher</i> . . . . .	46
„Ick seggen de Landwirtschaft . . .“ / <i>Helmut de Voss</i> . . . . .	47
Fritz Reuter / Klaus Groth / J. Brinkmann / <i>Karl Nahmmacher</i> . . . . .	58
Gedicht „Abendfrieden“ / <i>Klaus Groth</i> . . . . .	59
Bibliographie zur Theatergeschichte von Mecklenburg-Vorpommern seit den Anfängen professioneller Schauspielkunst / Fortsetzung / <i>Bärbel Rudin</i> . . . . .	60
Australische Short Stories / <i>Hans Georg Heun</i> . . . . .	70
Gedicht „De Strom Rackert“ / <i>Otthinrich Müller-Ramelsloh</i> . . . . .	78
Wandtellers . . . . .	79
Geschlechter / <i>Friedrich Griese</i> . . . . .	80
Bücher und Buchbesprechungen . . . . .	83



LUISE  
*regierende Königin von Preussen  
seiner Majestät dem Könige*

*Altenstein, Kupferst. nach Dess.  
von Fried. Reichardt*

1776 — 1810

# Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



**Alle Rechte vorbehalten**  
Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten  
Einzelheft 12.— DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des ehemaligen Carolinum Neustrelitz

Schriftleitung:  
Landessozialgerichtsrat a. D. Peter Heitmann, 24 Lübeck, Brahmstraße 27  
und Architekt Regierungsbaumeister a. D. Roderich Schröder,  
3101 Wieckenberg, Stechinellstraße 11

Druck: Göttinger Tageblatt GmbH & Co. - Druckhaus Göttingen

## Zum 200jährigen Geburtstag der Königin Luise von Preußen Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz

Zu den hervorragenden Frauengestalten der Geschichte, die nicht nur durch ihre äußere Erscheinung, sondern auch durch ihre Gemüts- und Geistesgaben und durch ihre Haltung bedeutenden Einfluß auf ihre Umgebung und auf das Zeitgeschehen ausübten, gehört Königin Luise von Preußen. Sie wurde am 10. März 1776 im Alten Palais zu Hannover geboren, wo ihr Vater, der später regierende Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz — Gründer unseres Carolinums — als hannoverscher Feldmarschall und Gouverneur wirkte. Nach dem frühen Tod ihrer Mutter, der geborenen Prinzessin Friederike von Hessen, und nachdem Herzog Carl auch seine 2. Frau, die Schwester von Friederike, durch den Tod verloren hatte, kam Luise 1786 mit ihren Geschwistern in die Obhut ihrer Großmutter, einer verwitweten Landgräfin von Hessen-Darmstadt. Hier in Darmstadt verlebte sie eine glückliche Jugendzeit und kam auf vielen abwechslungsreichen Reisen mit namhaften Persönlichkeiten zusammen. So lernte sie in Frankfurt Goethes Mutter kennen und eröffnete dort mit dem Fürsten Metternich 1792 den Krönungsball des Kaisers Franz II.

Goethe selbst sah die Strelitzer Prinzessinnen Luise und Friederike im Gefolge des Großherzogs von Weimar am 29. Mai 1793 im Feldlager vor Mainz. Er schrieb in sein Tagebuch: „Wirklich muß man diese beiden Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird.“

Luise heiratete am 24. Dezember 1793 den preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der 1797 König von Preußen wurde. Sie schenkte in dieser Ehe 9 Kindern das Leben. Ihre Schwester Friederike heiratete fast gleichzeitig den jüngeren Bruder Friedrich Wilhelms, den Prinzen Ludwig von Preußen. Nach dessen frühem Tode und einer unglücklichen 2. Ehe vermählte sich Friederike mit dem Herzog Ernst August von Cumberland, der 1837 König von Hannover wurde. Friederike blieb ihrer Schwester Luise die getreueste Gefährtin. Beide sind zusammen in der vielfach ab- und nachgebildeten Marmorgruppe von Schadow verewigt worden.

König Friedrich Wilhelm III. war seiner zurückhaltenden und oft unentschlossenen Natur gemäß den Anforderungen, die die ungewöhnlichen Zeitumstände der Napoleonischen Ära an die Führung Preußens stellten, kaum gewachsen. Für Luise stand zunächst sein persönliches Wohl und das ihrer Kinder im Vordergrund ihres häuslichen Bemühens. Ihre geistigen Interessen, von denen ihr umfangreicher Briefwechsel zeugte, brachten sie mit vielen großen Persönlichkeiten, mit Schiller, Wieland, Wilhelm von Humboldt u. a. zusammen. Erst als sie erkannte, daß Preußen immer mehr an Ansehen verlor, und Napoleon ganz Europa zu beherrschen drohte, befaßte sie sich näher mit der Politik und riet in den verhängnisvollen Jahren 1805 und 1806 ihrem auf Neutralität bedachten Gatten zum militärischen Eingreifen. Dabei spielten ihre Begegnungen mit Zar Alexander I. von Rußland eine entscheidende Rolle. Sie war, auch durch eine persönliche Zuneigung begünstigt, fest davon überzeugt, in dem Zaren den treuesten Bundesgenossen Preußens gewonnen zu haben. Zutiefst war sie daher enttäuscht, daß dieser nach der von den russischen und österreichischen Truppen verlorenen Schlacht von Austerlitz sich zurückzog und Preußen nach der unglücklichen Schlacht von Jena und Auerstädt im Herbst 1806 seinem Schicksal, d. h. der völligen Eroberung durch Napoleon überließ. Die königliche Familie floh unter unsäglichen Strapazen und Entbehrungen bis nach Memel. Der Zar schloß mit Frankreich einen Waffenstillstands- und später sogar einen Allianzvertrag. Er legte der Königin Luise nahe, Napoleon, obwohl dieser sie mit Schmähungen überhäuft hatte, selbst entgegenzutreten, um von ihm für ihr Land Milderung zu erhalten. Unter äußerster Selbstüberwindung und nur auf die Zukunft Preußens bedacht, entschloß sich Luise mit dem

Zuspruch Hardenbergs zu diesem Schritt und traf am 6. Juli 1807 in Tilsit mit dem Kaiser Napoleon zusammen. Ganz erfüllt von dem großen Gedanken ihrer Pflicht, bewahrte sie Mut und Festigkeit. Sie erklärte Napoleon, nach den mündlichen und von dem schwedischen Gesandten aufgezeichneten Mitteilungen, die sie diesem nach der Unterredung mit Napoleon machte, daß sie sich über die Lage, die Opfer erfordere, keiner Täuschung hingebte, aber wenigstens solle man von Preußen nicht Provinzen trennen, die ihm seit Jahrhunderten gehören.

Napoleon, von ihrer Schönheit beeindruckt, antwortete schließlich: „Wir werden sehen, wir werden sehen.“ Am Abend des gleichen Tages äußerte er zum Zaren: „Der König von Preußen ist zur rechten Zeit dazugekommen, denn eine Viertelstunde später hätte ich der Königin alles versprochen.“ Wie dem auch sei, an den äußerst harten Friedensbedingungen von Tilsit wurde nichts geändert! Auch spätere Briefe der Königin an Napoleon hatten keinen wesentlichen Erfolg. Er versprach lediglich, Ost- und Westpreußen zu räumen. Gewissermaßen verbannt, verbrachte die Königsfamilie das Jahr 1808 in der Nähe von Königsberg.

Eine Einladung nach Petersburg erst ließ den König und die Königin von Preußen wieder prunkvolle Empfänge und Ehrungen im Januar 1809 erleben, die ihnen neues Selbstvertrauen gaben, so daß sie die Rückkehr nach Berlin wagten, wo ihnen am 23. Dezember 1809 die Bevölkerung einen jubelnden Empfang bereitete.

Im Sommer darauf besuchte Königin Luise ihren Vater in Neustrelitz, den sie seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Sie traf dort auch ihre Großmutter, die nach Neustrelitz übergesiedelte Landgräfin von Hessen, ihre Schwester Prinzessin Friederike und ihre beiden Brüder Georg und Carl. Der König kam einige Tage später nach und begleitete Luise nach Hohenzieritz, wo beide im Schloß Unterkunft fanden. Bei der Königin stellte sich bald eine heftige Lungenentzündung ein, der ihre durch die Anstrengungen und Aufregungen der vergangenen Jahre aufgezehrten Kräfte nicht mehr gewachsen waren. Als der König, der inzwischen dringender Staatsgeschäfte wegen nach Berlin zurückreisen mußte und dort selbst erkrankte, auf den Ruf der Ärzte am Morgen des 19. Juli 1810 wieder in Hohenzieritz eintraf, fand er die Königin sterbend vor. Prinz Wilhelm, der zweite Sohn Luises und spätere Kaiser Wilhelm I., pflückte im Park von Hohenzieritz Eichenlaub und Rosen und band daraus einen Kranz, den er seiner toten Mutter auf ihr Sterbebett legte. Sie wurde im Park des Charlottenburger Schlosses beigesetzt.

Königin Luise hatte mit ihrem vom Volke verspürten, unbeugsamen Widerstands- und Freiheitswillen gegen den korsischen Eroberer und mit ihrem vorausschauenden Eintreten für die Reformer des Staats-, Verwaltungs- und Heereswesens, Stein, Hardenberg und Scharnhorst, die Grundlagen geschaffen für die preußisch-deutsche Erhebung 1813. Der König stiftete zu ihrem Gedenken am 10. März 1813 das Eiserne Kreuz, dessen erster Entwurf in einem Sockel im Park von Hohenzieritz eingemauert wurde.

H

Glückwünschendes Schreiben  
des Marschalls Blücher an den Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz

Königliche Kommande des Königs von Preußen  
an den Herzog von Mecklenburg-Strelitz  
den 24. Nov. 1813

Ein hochwürdiges Schreiben, welches ich durch meine  
hochwürdigsten Angehörigen von Frankfurt den 2ten  
auf die ganze Herzogliche Familie von Mecklenburg  
Avancement zum General-Lieutenant, worauf meine  
einige Tage später erfolgte, und nunmehrige Stell-  
stellen in dem ganz ausgezeichneten mecklenburgischen Offizier-  
dienst. Aufzufassen, welche ich, und mich von  
allen Seiten, dem hochwürdigsten Schreiben bedingte  
Wiederherstellung habe, und welche die Herzogliche  
Annen mit beigefügtem General-Insider gegeben  
sind.

Mit unserer Hochachtung und einigen Wünschen  
für die E. F. zu übergeben ist

Ein hochwürdiges Schreiben

S. G. Hecht  
d. 24. Nov. 1813

6 }  
ganz gefasst  
Blücher

Glückwünschensreiben des Marschalls Blücher an den Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz aus Anlaß seiner Ernennung zum Generaleutnant.

Das Original des Briefes befindet sich beim Staatlichen Archivlager in Göttingen, dem wir für die Veröffentlichung danken.

Karl Friedrich August, Herzog von Mecklenburg-Strelitz, Stiefbruder der Königin Luise von Preußen, geb. 30. November 1785 in Hannover, wo sein Vater, der nachmalige Großherzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz (geb. 1741, gest. 1816), als hannoverscher Feldmarschall und Generalgouverneur lebte, gest. 23. September 1837, wurde, da seine Mutter Charlotte, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, sehr früh starb, in Darmstadt unter den Augen seiner Großmutter erzogen, bis er 1794 dem Vater nach Strelitz folgte. Er besuchte die Kriegsschule in Berlin, trat 1805 als Major in die Garde, kämpfte bei Auerstedt und zeichnete sich 1813 bei Lützen und Bautzen und besonders als Brigadekommandeur an der Katzbach, bei Wartenburg und

bei Möckern, wo er verwundet wurde, aus. Wieder genesen, machte er als Generalleutnant 1814 den Feldzug in Frankreich mit, wurde 1815 Kommandeur der Garde, die er im Kriege von 1815 und bis zu seinem Tode befehligte. Seit 1817 Mitglied des Staatsrats, wurde er 1825 General der Infanterie und 1827 definitiver Präsident des Staatsrats mit der Befugnis, an den Sitzungen der Minister teilzunehmen. Staatsmännisch gebildet, aber entschiedener Absolutist und dem König nahestehend, übte er, namentlich seit Hardenbergs Tod, auf den Gang der preußischen Staatsangelegenheiten vielfach entscheidenden Einfluß.

Unter den Namen J. E. Mand und Weishaupt schrieb der Herzog einige Lustspiele („Die Isolierten“) und das Trauerspiel „Der ewige Jude“, die 1834 in Berlin gesammelt erschienen.

Aus Meyers Konversations-Lexikon, 6. Aufl., X. Band 1908.

# Friedrich Wilhelm Buttel

50 Jahre architektonisches Schaffen in Neustrelitz

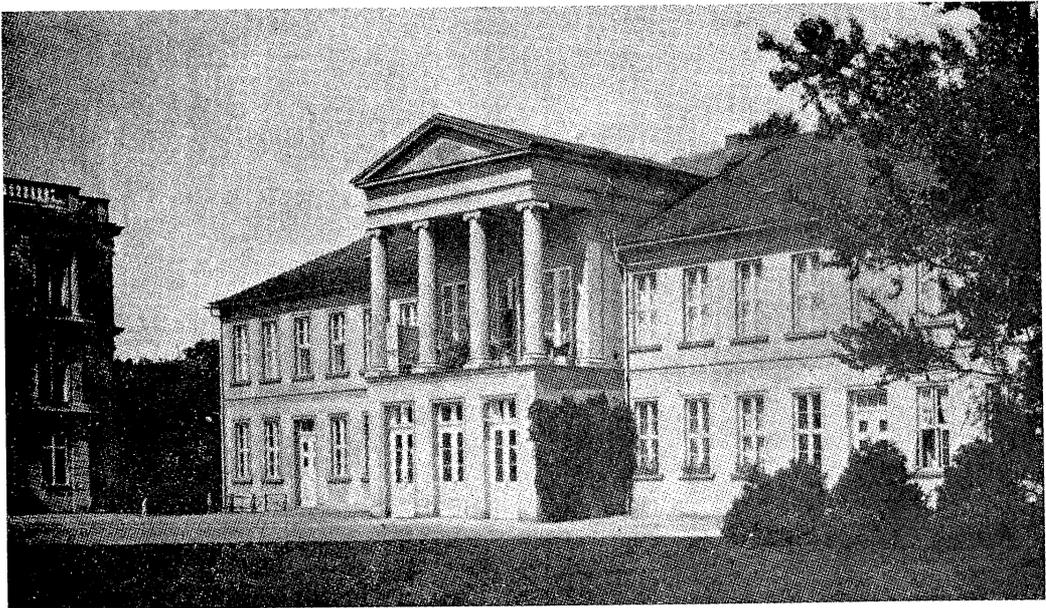
Annalise Wagner

## 1. Fortsetzung

### 4.0 Profanbauten in Neustrelitz

#### 4.1 Das Neustrelitzer Schloß und seine Bauten auf der Schloßfreiheit

Fast alle Herzöge der Strelitzer Dynastie ließen das Schloß nach ihrem Geschmack und dem zeitgenössischen Stil umbauen und innenarchitektonisch verändern. So auch Großherzog Georg (succ. 1816–1860), der dann die klassizistischen Veränderungen seines Vaters in größerem Stil fortsetzte und zwar „unter dem Eindruck einer aus dem Klassizismus zum Schinkelschen Programm führenden Formensprache.“ So hatte anfangs, also vor 1820, Chr. Ph. Wolff die Leitung der architektonischen Umbauten und nach dessen Tod begann Buttel das Werk fortzusetzen. Einrichtungsgegenstände wie Möbel, Kronleuchter, Spiegel, Kandelaber u. a. m. besorgte der jüngere Bruder Georgs, Herzog Carl, aus Berlin. An Stelle des alten Barockturms auf dem Corps de Logis wurde eine offene Laterne in Form eines Monopteros (von einer Säulenreihe umgebener antiker Rundbau) mit einer Krone als Abschluß gewählt. Die barocke Kolonade wurde durch eine Reihe von Sandsteinsäulen mit Balkon ersetzt. Ebenfalls wurde zur Schloßhofseite ein Balkon längs der ganzen Front, auf Sandsteinsäulen ruhend, angebaut. Marmortreppen und Treppenträume mit wertvollen Stuckatur-Arbeiten wurden neu gestaltet. Der Flügel zur Stadtseite wurde von Buttel mit Beratung des Berliner Architekten Stüler durch einschneidende Veränderungen umgebaut. Da er für die junge Erbgroßherzogin Auguste (geb. Prinzessin von Cambridge) mit ihrem Gemahl, dem zukünftigen Großherzog Friedrich Wilhelm bestimmt war,



Erhaltener Pavillon am Schloß. Der gegenüberliegende Pavillon wurde 1945 zerstört. Links im Bild erscheint der gleichfalls durch F. W. Buttel umgebaute stadtseitige Flügel des Schlosses.

wurde der Stil englischer Gotik mit antikisierenden Motiven betont. Englische Kunsthandwerker wurden engagiert das Innere zu gestalten. Die Gliederung des erweiterten Eckpavillons wurde um ein 4. Geschoß mit flach abgedecktem Dach erhöht, das mit Hermen verziert wurde.

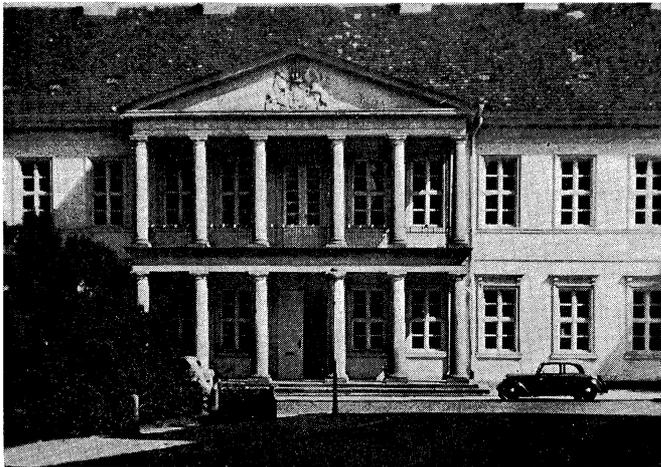
Durch diesen Umbau wurde auch die Schloßkapelle, durchgehend in 2 Etagen, beseitigt, und der vor dem Altar ruhende Gründer der Stadt, Adolf Friedrich III., mit seinem Sarkophag in die Mirower Fürstengruft überführt. Eine neue Schloßkirche wurde von Buttell ca. 30 m entfernt beim Denkmalplatz errichtet.

Das Schloß ist 1945 total zerstört worden.

#### 4.1.1 Pavillons (siehe Foto)

1828–1834 wurden die 2 bisher eingeschossigen Pavillons auf dem Schloßhof durch ein zweites Geschoß in ganzer Länge erhöht. Buttell schuf einen massiven klassizistischen Putzbau unter einem Satteldach und versah den Mittelbau mit einem vier-säuligen Portikus im Obergeschoß. Die kannelierten jonischen Säulen sind denen des Minerva-Tempels nachgebildet. Vasen und Kapitäle sind aus gebranntem Ton. Der rechte Pavillon wurde 1945 total vernichtet.

Der künstlerische Schwerpunkt dieses Umbaus liegt in den Säulenportiken und dem klassischen Verhältnis zum horizontalen Bau. Ein Meisterstück Buttells, ein Ensemble zu der am inneren Schloßteil angebrachten Säulenhalle.



Regierungsgebäude, Säulenvorhalle

#### 4.1.2 Regierungsgebäude (siehe Foto)

Das 1810 von Chr. Ph. Wolff errichtete Kollegiengebäude war ursprünglich als Palais für die Strelitzer Prinzessin Friederike von Solms-Braunfels (Schwester der Königin Luise, Tochter von Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz) gedacht, wurde aber für diese Bewohnerin nicht fertig gebaut und dann 1818 für die Regierungskollegien vollendet und eingerichtet. Nach 1918 wurde es Ministerium des Freistaates Mecklenburg-Strelitz und danach Landratsamt. Im Zweiten Weltkrieg wurde es total zerstört.

Buttell hat dem zweigeschossigen massiven Putzbau eine offene Säulenvorhalle dorischer Ordnung angefügt, die im Mittelrisalit sich in beiden Geschossen fortsetzt und aus 6 Sandsteinsäulen besteht. Im Frontispiz war das Landeswappen angebracht. Die Sitzungssäle waren mit klassizistischen Wand- und Deckendekorationen geschmückt.

Dieses Kollegienhaus stand inmitten der zwei sich rechts und links anschließenden Gebäude, die ebenfalls zur Schloßfreiheit gehörten und im Hintergrund des früher sogenannten Denkmalplatzes (heute Rathenauplatz). Sie bildeten den Anfang der Tiergartenstraße. Rechts befand sich das ehemals Bassewitzsche Haus, das aber von Georg angekauft und für das Hauptarchiv, die Bibliothek und die Altertumsammlungen eingerichtet wurde. Ebenfalls ein zweigeschossiger massiver Putzbau. Links befand sich das alte Palais, das von den Hofmalern, dem Oberbaurat Buttler, dem Kastellan bewohnt und anderen wichtigen Zwecken zugeführt wurde. Es befanden sich darin mehrere Ateliers und der Probensaal für die Singakademie, sowie ein Andachtsraum für die katholische Gemeinde, da deren heutige Marienkirche erst 1875 gebaut wurde.

#### 4.1.3 Marienpalais

Links neben der Schloßkirche baute Buttler um 1850 das sogenannte Marienpalais für die Großherzogin Marie, die dort ihr Maleratelier in der heutigen Aula der EOS „Clara Zetkin“ bezog. Die Großherzogin war eine sehr tüchtige Malerin und schuf in Copien alter Meister viele große Altargemälde für die Kirchen des Landes. Ihre beratenden Lehrer waren Prof. Unger und Kannengießer. Sie arbeitete auch mit Buttler bei seinen Kirchenbauten zusammen. Dies zweigeschossige, im griechischen Renaissance-Stil erbaute Haus, erhielt 1874 noch einen linksseitigen Eckflügel von Baumeister Pfitzner.

#### 4.1.4 Carolinenpalais

Ecke Schloßstraße / Promenade errichtete Buttler 1850/51 das sogenannte Carolinenpalais für die Herzogin Caroline, Schwester des Großherzogs Friedrich Wilhelm und geschiedene Kronprinzessin von Dänemark. Im Stil englischer Burgengotik als zweigeschossiger massiver Putzbau zeigt sich dieser Bau mit dem reizenden Renaissance-Erker, den malerischen Tudorfenstern, dem halbrunden Turmker mit Balkon an der Gartenseite heute noch als repräsentabler Bau, der jetzt als Bezirkshygiene-Institut genutzt wird. Ein Meisterstück ist der Erkerbau mit dekorativem plastischen spätgotischen Schmuck, den zierlichen Fialen und dem Motiv des „Eselrücken“ (Spitzbogen mit geschweiften Schenkeln) auf dem Ziergiebel. Ein kleines Kabinettstück, das dem Bau den reizvollen Charakter gibt. Besonders schön ist das Treppenhaus mit den breiten, hohen Tudorfenstern.

### 4.2 Die Orangerie und der Schloßgarten

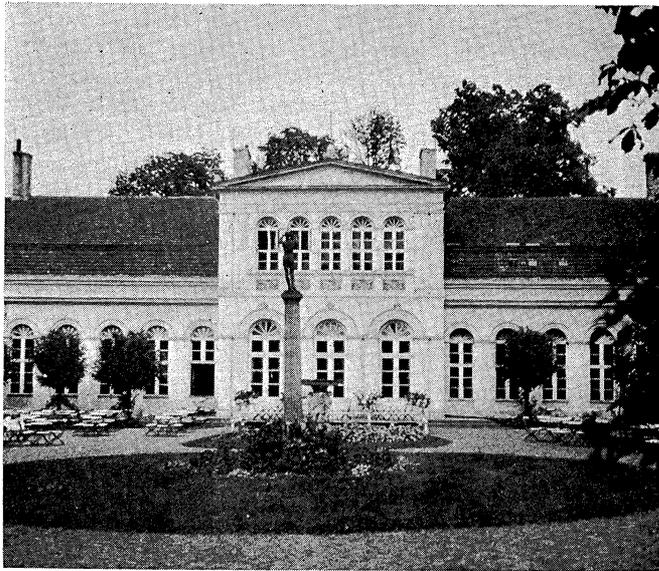
#### 4.2.1 Orangerie (siehe Foto)

1842 erhielt Buttler den Auftrag, das 1755 errichtete „Orangenhaus“, ein eingeschossiger Bau des Rokoko mit 18 großen Rundbogenfenstern zur Gartenseite, völlig umzubauen, allerdings unter Beibehaltung der 3 großen Säle. Buttler hat es verstanden, einen äußerst reizvollen klassizistischen Bau aus dem schlichten Rokokohaus zu machen und es ist schwer, sich heute noch das primitive Winterquartier der südlichen Orangen und Myrthenbäume vorzustellen.

Gleichzeitig mit diesem Umbau wurde auch die „bejahrte Wildnis“ mit Grotten im kleinen Garten vor dem Haus völlig dem Umbau angepaßt und der berühmte Gartenarchitekt Lenné gestaltete diesen und den gesamten Schloßgarten in englischem Landschaftspark-Stil um.

Vorschläge und Empfehlungen für die gesamte Veränderung waren schon 1840 anlässlich eines Besuches von Schinkel, Rauch und Humboldt dem Großherzog Georg gegeben und Buttler war der richtige Mann, die Realisierung nach klassizistischem Stil vorzunehmen, damit das „Orangenhaus“ anderen Zwecken zugeführt werden konnte.

Vorrangig bestand der Wunsch des Großherzogs Georg darin, seiner aus Rom mitgebrachten Antiken-Sammlung eine würdige Heimstatt zu geben. Außerdem sollten



Orangerie

Gartenseite

dort kleine Gartenfeste stattfinden. Der Mittelbau wurde um ein Geschöß erhöht und mit je 2 seitlichen Pilastern vorgezogen, so daß er dem ganzen Haus zur Gartenseite hin ein neues repräsentables Aussehen gibt. (Oben fünf Rundbogenfenster, unten zwei und als drittes die Eingangstür.) Straßenseitig wurde links ein Flügel für eine kleine Gemäldegalerie und rechts eine Vorfahrt als Säulenhalle mit Eingangstür angebaut. Die Anbauten im 20. Jahrhundert durch E. Brückner bleiben hier unberücksichtigt.

Die Gartenseite wurde links mit einer Säulenveranda und anschließender Pergola versehen, die den kleinen Orangeriegarten dekorativ und einladend abgrenzt. Weiter wurde in der Mitte der Adorant- oder Betende Knabe, auf korinthischer Marmorsäule im Bronzeguß aufgestellt, rechts davon eine romanische Fünfte (vom Kloster Rühlow stammend) unter einer Fichtengruppe und direkt vor der breiten Eingangsterrasse der reizende Märchenspringbrunnen aus Marmor.

Der Innenarchitektur wurde besondere Aufmerksamkeit geschenkt und nicht mit Kosten gespart. Die 3 Säle wurden durch je 2 Arkadenbögen geöffnet, die sich an allen Wänden der Säle fortsetzen, so daß eine große Feierlichkeit durch die Einheitlichkeit erreicht wurde. Die Wände der 3 Säle erhielten 3 verschiedene Grundfarben: Rot - Blau und Gelb (= Landesfarben) und die gegenüberliegenden Fensterwände wurden mit großen Rundbognischen und Konsolen zur Aufnahme der stehenden Plastiken versehen. Auf 23 Nischen konnten nun die Abgüsse griechischer und römischer Antiken, wie z. B. die Venus von Medici, die drei Musen Urania, Euterpe und Kalliope, der Apoll von Belvedere, die Dioskurengruppe, Dionysos, der Antinous und Narziß, die Viktorien und Danaide von Rauch, der Betende Knabe u. a. aufgestellt werden. Die freien Wandflächen nahmen 42 kleine Reliefs der Antike und zeitgenössischer Bildhauer (Rauch, Thorwaldsen, Wolff) auf und bunte Renaissance-Arabesken belebten die restlichen Wandteile.

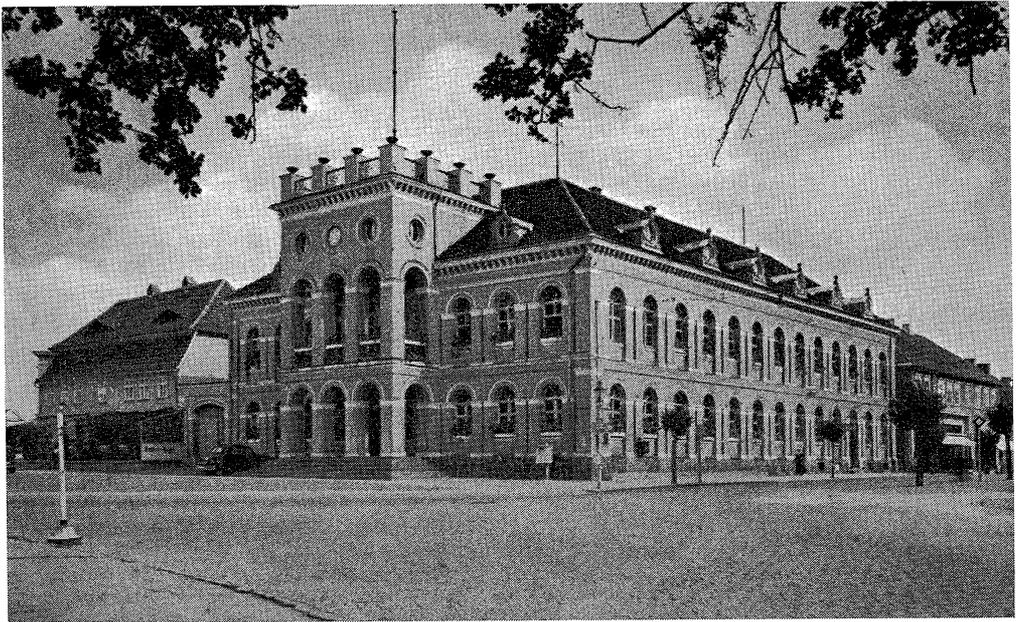
So fand die Antikensammlung Georgs eine würdige Heimstatt und die prachtvollen Deckenmalereien nach pompejanischen Vorbildern rundeten die 3 Säle zu einer klassizistischen Stätte edler Einfachheit und stiller Größe ab.

#### 4.2.2 Hebetempel

Auch bei der Umgestaltung des barocken Schloßgartens in einen klassizistischen Park und Landschaftspark, fügte Buttell auf der erhöhten Tempel-Allee, die den Abschluß der Hauptallee zum Zierker See bildete, den herrlichen Hebetempel ein. Ein Rundtempel mit jonischen kannelierten Säulen von einem flach ansteigenden Zeltdach gekrönt, auf dessen Mitte sich ein Apoll erhebt. Inmitten der Halle auf einem Podest die schwebende Göttin Hebe von Canova, die den Göttern den Nektar kredenzt. Ein hölzernes Gebälk als Baldachin. Auch dieser schlanke Rundtempel, nach den Maßen des Erechtheion gebildet, gehört zu Buttels klassizistischen Meisterwerken.

#### 4.2.3 Prinzliches Gartenhaus

Im neuen Teil des Schloßgartens, unmittelbar neben dem oberen Teil der Seufzerallee, errichtete Buttell ein kleines Gartenhaus in Form einer gotischen Kapelle (1935 abgerissen) mit ca. 20 m<sup>2</sup> großer gärtnerischen Anlage. Gedacht als Spielplatz für die herzoglichen Kinder.



Neustrelitz

Rathaus

### 4.3 Das Rathaus und der Stadtkirchenturm

#### 4.3.1 Rathaus (siehe Foto)

Erbaut wurde das neue Rathaus, das an Stelle des kleinen Fachwerkhäuses am Markt nach der Jahrhundertfeier im Plan und Bau beschlossen wurde, 1840. Ein zweigeschossiger massiver Putzbau im Renaissance-Stil mit romantischem Einschlag und zweigeschossiger offener Pfeilervorhalle mit horizontalem Abschluß durch eine Ballustrade. Auf dem turmartigen Obergeschoß mit Zinnenkranz, schalenträgende Postamente als Abschluß. Die offenen, rundbogigen geschlossenen Arkaden der Vorhalle setzen sich am ganzen Haus als Fensterarkaden fort.

Dieser Rundbogenstil wurde von Buttell gewählt, um zum Gegenüber der Stadtkirche ein harmonisierendes Glied zu gestalten, dasselbe betrifft den viereckigen flachen Turm mit den bemerkenswerten schönen Loggien und der Ballustrade (ver-

gleiche den Abschluß des Stadtkirchenturms). Es ist Buttels gelungen, in die Barockanlage des Marktplatzes sein Rathaus, und schon 10 Jahre zuvor den eigenartigen Stadtkirchenturm, der vieler Kritik wie auch die Schloßkirche ausgesetzt war, harmonisch einzufügen. Nicht als Fremdkörper, obgleich die flachgedeckten Baukörper zu den bemerkenswerten Mansardendächern der alten Markthäuser eine andere Sprache aus dem zurückliegenden 18. Jahrhundert vermitteln.

#### 4.3.2 Turm der Stadtkirche

Der klobige Stadtkirchenturm (König Friedrich Wilhelm III. hat ihn bei einem Besuch in Neustrelitz „Butterfaß“ getauft) ist für die Bürger und Freunde der Stadt ein lieb gewordenes Wahrzeichen, das in weitem Umkreis als vertrautes Richtkreuz den Wanderer in die Stadt ruft. In den Jahren 1828–1831 wurde dem Barockbau der Neustrelitzer Stadtkirche ein Turm, dessen Grundstein schon beim Bau der Kirche mit errichtet wurde, angebaut. Buttels Entwurf rief lebhaftere Diskussionen hervor und K. Fr. Schinkel hat maßgeblich dabei sekundiert. Der Turm steigt in 4 architektonisch streng gezeichneten Geschossen nach den Regeln der 4 Säulenordnungen auf: toskanisch, dorisch, jonisch, korinthisch. Das flache Dach schließt eine Galerie mit Kandelabern ab, in deren Mitte eine korinthische Säule mit vergoldetem Kreuz steht.

Der Markteingang mit roten Granitstufen präsentiert sich als halbrunder Balkon mit Balustrade, von schönen Terrakottengliedern unterbrochen, in der Mitte ein gotisches aufragendes Kreuz.

Buttels Meisterschaft, die nebensächlichsten Dinge schön, besonders und als beredtes Glied zur Gesamtarchitektur schöpferisch charakteristisch in seiner Handschrift zu gestalten, ist im Turmabschluß und auf dem Rathaus „Turm“abschluß mit den Schalen tragenden Postamenten, verbunden durch schmiedeeiserne Ziergitter, festzustellen. Hier spricht wieder der Romantiker das letzte Wort bei seinem Baukörper in Renaissance- und klassizistischem Stil.

### 4.4 Öffentliche Gebäude

#### 4.4.1 Kaserne

1843–1846 wurden in der Strelitzer Straße die Scheunen abgerissen, um eine Infanteriekaserne zu errichten. Buttels bekam den Auftrag und hat aus seinen geschätzten gelben Backsteinen dort einen vorbildlichen Zweckbau im Stil englischer Burgen- und gotik errichtet.

Dreigeschossig mit viergeschossigem Mittelrisalit, das von eckigen Fialen und schönem Terrakotta-Fries gekrönt wird. Direkt unter der Traufe des Satteldaches läuft ebenfalls ein schöner Fries aus gelben Formsteinen. Die Fialen sind mit gotischem Vierpaßmaßwerk gekrönt und flachem Dach abgedeckt. Alle Fenster sind von eckigen Bogenleisten umrahmt. Bald nach der Fertigstellung wurde neben diesem Bau frontal eine Artilleriekaserne angebaut. Kanonenschuppen und Exerzierhalle folgten auch noch. Besonders reich verziert gestaltete Buttels die Front der Artilleriekaserne durch Terrakottenfriese, Formsteine, Rosetten, halbrunde schlanke Fialen und Rundbogenfenster. Glasierte Steine als Zierglieder nach italienischem Vorbild fügte Buttels der reichen Flächenornamentik an.

#### 4.4.2 Landgericht

In der Töpferstraße baute Buttels 1865 das Landgericht im Stile englischer Burgen- und gotik – Hustaedt bezeichnete den Bau als typische Kompromißarchitektur. Die Kapitälchen an Säulchen und Pfeilern, wie meist bei Buttels, aus der heimischen Flora auf gotischer Grundlage von ihm selbst modelliert.

Nach antikem Vorbild tragen die Pilaster der Eingangstür gotische Blattkapitäle in gelblich-bräunlichen Terrakotten. Ein zierlicher Zinnenkranz, mit kleinen Ecktürmchen flankiert, krönt den Bau.

Nach 1945 stark verändert und anderen Zwecken dienstbar gemacht.

#### 4.4.3 Kindergarten Luisenstift

Zu den gesellschaftlich genutzten und öffentlichen Bauten Buttels in Neustrelitz wollen wir folgende erwähnen:

1842 errichtete Buttell im Auftrag der Großherzogin Marie und zum Gedächtnis der früh verstorbenen Prinzessin Luise († Rom) eine Kleinkinderbewahranstalt für Kinder im vorschulpflichtigen Alter. Dies ist der erste Kindergarten in Neustrelitz. Es wurde ein zweigeschossiger massiver Putzbau im Stil der Renaissance mit Satteldach, Rundbogenfenstern und oberer Umrahmung. Als Standort wurde der Mühlenberg gewählt, heute Mühlenstraße. Nach den Quellen sollen damals bis zu 120 Kinder von arbeitenden Müttern aus der arbeitenden Bevölkerung betreut worden sein. Auch heute tummeln sich in diesem Haus noch Kinder, die in städtischem Auftrag dort versorgt werden. Früher war das Haus ringsum von weinumrankten Pergolen umgeben.

#### 4.4.4 Krankenhaus Carolinenstift

Ein anderer wichtiger Sozialbau ist das Carolinenstift (Kreiskrankenhaus). 1854 kaufte Herzogin Caroline von Mecklenburg-Strelitz ein kleines Haus in der Fischerstraße 2 an, um auf dem Grundstück ein Krankenhaus für 8–10 Betten zu bauen. Nach kurzer Zeit erwies sich das Haus als viel zu klein und es wurden 2 weitere Häuser, Nr. 5 und 6, aufgekauft, um ein großes zweigeschossiges massives Haus zu bauen. Buttell bekam den Auftrag, und schon 1860 konnte das Haus mit etwa 60 Betten eingeweiht werden.

Es ist ein repräsentativer Zweckbau im Renaissance-Stil mit einer 17-Fenster-Front, zwei seitlichen dreigeschossigen Flügeln mit Rundbogenfenstern, einem ebenfalls dreigeschossigen Mittelrisalit auch mit Rundbogenfenstern, die von korinthischen Pilastern seitlich eingerahmt sind. Die Flügelbauten sowie der Mittelrisalit sind mit einem schmucken Dreiecksgiebel gekrönt. Der Bau hat im Laufe der letzten 80 Jahre mehrere Erweiterungen erfahren.

#### 4.4.5 Der Marstall

Die hufeisenförmige Gebäudegruppe des Marstalls ist erst nach Buttels Tod von Baurat Richard genau nach Buttels Plänen in englischer Gotik gebaut. Es wurden mehrere Gebäude mit großer Reithalle, mit Ställen und Wohnräumen in den Flügeln aus unverputzten hellgelben Backsteinen gebaut. Auch hier hat Buttell nicht mit Formsteinen und Ziermotiven in Terrakotta gespart. Statt der klassizistischen Palmetten diesmal Insignien des Zweckbaus: Pferdeköpfe an den kleinen Ecktürmen. Auch hier wieder Fenster in Tudorarchitektur mit umschließenden Leisten. Heute Turnhalle für alle Schulen.

#### 4.4.6 Theater

Das Neustrelitzer ehemalige Hoftheater ließ Großherzog Georg 1822/1824 nach dem Schinkelschen Vorbild des Berliner Schauspielhauses innerarchitektonisch umgestalten. Die Kosten trug sein Bruder in Berlin, Herzog Carl jun. Wie Schinkel als Reformator der Theaterdekorationen zu bezeichnen ist, so versuchte auch sein ehemaliger Schüler Buttell in Neustrelitz auf diesem Gebiet einen neuen Stil in die Bühnenbilder zu bringen. Er fertigte Dekorationen zur Oper „Undine“ (Saal), zur „Braut von Messina“ (Rotunde) und zur Burg Ringstetten an. In klassizistischer Formensprache gestaltete Buttell den Innenraum, wie Proszenium, Auditorium, großherzogliche Loge,

den oberen Rang und die Nebenräume um. Diese Einheitlichkeit hielt sich etwa bis zum Ersten Weltkrieg, als ein abermaliger Umbau vorgenommen wurde.

Von Buttels Bühnenbildern ist durch den Totalbrand des Theaters 1924 nichts mehr vorhanden, der ganze sehr wertvolle Fundus ging mit verloren.

#### 4.5 Bürgerbauten

##### 4.5.1 Hofmarschallhaus

1830 baute Buttell am Eingang zur Schloßkoppel neben der alten Schmiede und gegenüber vom Hobehaus das Hofmarschallhaus. Zweigeschossig im klassizistischen massiven Putzbau, mit Satteldach inmitten einer kleinen Parkanlage, im Hintergrund der Tiergarten. Dieses Haus war das erste in der später angelegten Parkstraße. Heute Lehrlingsinternat der Reichsbahn.

##### 4.5.2 Parkstraße 2

Unweit hiervon, in gleicher Höhe und Linie, baute Buttell eine Villa für eine Adelsfamilie (von Oertzen, von Bülow) ebenfalls im klassizistischen Stil mit Säulenvorbau und Balkon.

Mehrere Bürgerhäuser sind auch von Buttell errichtet, zum Teil sind bei einigen kleine Veränderungen oder sagen wir Verschönerungen gemacht worden. So z. B. Schloßstraße 4 die Erkerkomposition mit Tudorbogenmotiv ganz im Renaissance-Stil. Leider ist diese um 1965 wegen Baufälligkeit abgerissen worden. Die Struktur Renaissance, das künstlerische Kleid gotisch (Kreuzblumen am Spitzgiebel, Blattwerk auf den Konsolen).

##### 4.5.3 Tiergartenstraße 11

Diesem klassizistischen Bau fügte Buttell einen Portikus in dorischer Ordnung mit 4 kannelierten grauen Granitsäulen (Monolith aus Lindenberg bei Neustrelitz stam-



mend) an. Darüber ein Balkon mit schmiedeeiserner Einfriedung. (Portikus 1972 mit Balkon abgerissen.)

#### 4.5.4 Kolonnaden bei der Stadtkirche

Da wir gerade bei einem Portikus sind, wollen wir den Kolonnaden bei der Stadtkirche noch einige Zeilen widmen.

1831 baute Buttell vor dem Spritzenhaus, neben der Stadtkirche (heute Kaufhaus Magnet), eine dorische Säulenhalle mit hohem Gebälk und Attika vor dem massiven Putzbau des Spritzenhauses. Hier in der Halle versammelten sich die Bürger der freiwilligen Feuerwehr, wenn starkes Gewitter war.

Das alte Spritzenhaus wurde 1830 abgerissen, um Platz für das Mädchenschulhaus zu gewinnen.

Diese griechische kleine Halle war ein massiver Putzbau und ein genialer Wurf Buttellschen Könnens, der der Stadtkirche ein überaus edles nachbarliches Profil gab und den Straßeneingang ästhetisch erhöhte. Leider wurde dieses Kunstwerk aus merkantilen Gründen 1935 abgerissen.

#### 4.5.5 Mädchenschule

Das Mädchenschulhaus hinter der Stadtkirche, am Eingang zur Sassenstraße, wurde 1830/1831 als zweigeschossiger massiver Putzbau auf Feldsteinfundament errichtet. Das Haus diente bis 1909 als Mädchenschule, dann als Bürger-, heute als gewerbliche Berufsschule.

#### 4.6 Chinesischer Kiosk am Zierker See

1821 bekam Buttell den Auftrag, ein Wäschespülhaus unweit des herzoglichen Waschhauses am Zierker See zu bauen, da an Wasserleitung damals noch nicht zu denken war. Es war gerade das Probejahr Buttells abgelaufen in Neustrelitz, und er wagte ein „fremdes Haus im Vaterland“ für diesen profanen Zweck zu bauen, der noch heute besonders bei Sonnenuntergang eine der schönsten Silhouetten am Zierker See darstellt. Jetzt wird das Haus vom Anglerverband genutzt.

In diesem kleinen Oktogonbau kommt so recht seine schöpferische Formensprache in romantischem Ideenflug und spielerischer Phantasie zum Ausdruck. Ein kühner Wurf ist dies östliche Spiel von Farben und Formen in unserer mecklenburgischen Landschaft.

Schon im 18. Jahrhundert suchte man anlehrende Motive des chinesischen Stils (Chinoiserie im Rokoko, Weisdiner Kirche) und Buttell mag vielleicht gedacht haben, daß kleine Pavillons in gärtnerischem Milieu in solchem Stil originell belebend wirken. Der ganze Kiosk ist in Holz errichtet. Hauptmotiv ist der Ting, das schützende weit überstehende Dach gegen die scharfen Unwetter am See. Es ist hier von Buttell eine doppelte überaus sanfte geschwungene Dachwelle gewählt. In dekorativer Ornamentik und zwar in den Farben Blau-Gelb-Rot sind die acht Wandflächen geschmückt. Drachen, Chimären, kleine Figuren und Arabesken, verschlungen und maßwerkartig aus Holz und Ton geformt, bedecken Frieze und Gesimse und sind aussagekräftige Motive dieser chinesischen Architektur.

Daß die Drachen sich am oberen verjüngenden Dach kleiner und eleganter wiederholen, gibt dem ganzen Bau ein bezauberndes Profil. Wind und Wetter haben an ihnen im Laufe von 100 Jahren genagt und eine pflegende, behütende Hand fehlte, so daß heute nichts mehr von den Schmuckelementen existiert.

1835 baute Buttell unweit von diesem Kiosk eine stattliche öffentliche Badeanstalt, die dem Stil des Kiosk sich verblüffend durch die Dachkonstruktion anglich. Sie fiel einem Brand um die Jahrhundertwende zum Opfer.

## 4.7 Gärtnerische Anlagen und Backsteinmauern

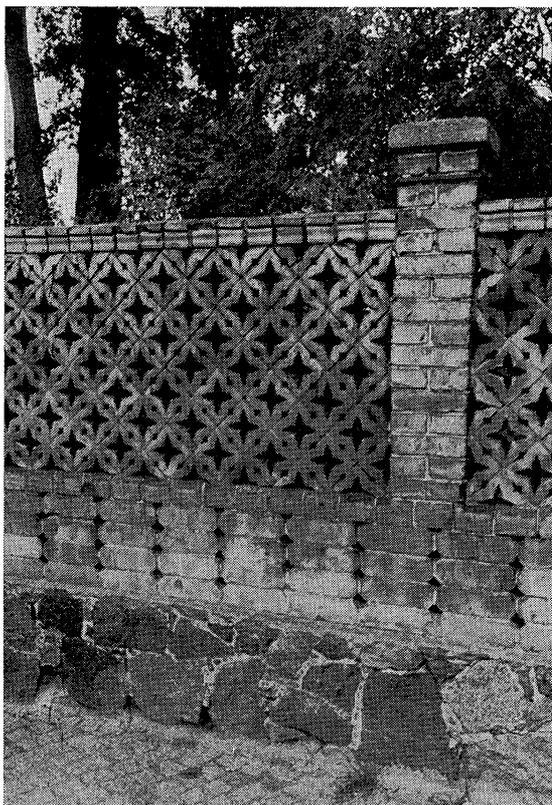
### 4.7.1 Rundteil Markt

1866 wurde auf dem Neustrelitzer Markt ein Rondell, vom Volksmund als Rundteil bezeichnet, gärtnerisch angelegt, um in dessen Mitte das von den „Landeskindern“ gestiftete Großherzog-Georg-Denkmal aufzustellen, das Prof. Albert Wolff (Meisterschüler von Chr. D. Rauch) modelliert hatte (abgerissen 1946).

Die gärtnerische Anlage war Buttell übertragen. Auch hier zeigte sich wieder sein großes Einfühlungsvermögen. Auf ein ca. 2 m hohes rotes Granitpodest wurde das überlebensgroße Denkmal gestellt, umgeben von einem niedrigen schmiedeeisernen Ziergitter. Das Äußere des Platzes war mit Flieder, Goldregen und Rotdorn (den Landesfarben Blau - Gelb - Rot in der Blütezeit) und 4 schön gestalteten großen Laternen am Außenrand umgeben. Um das Denkmal herum befanden sich 4 große Rundbänke für die Alten als Ausruhplatz (hier tagte täglich bei schönem Wetter das sogenannte „Stadtparlament“) und vor jeder etwa 6 m langen Rundbank war eine kleine reizende Wasserkunst angelegt, die den „Tagenden“ im Hochsommer Kühlung brachte. Ein unvergeßlicher Wurf war Buttell mit dieser gärtnerischen Anlage gelungen, obwohl er die einst reine Barockanlage des Marktplatzes damit negativ beeinträchtigte.

### 4.7.2 Friedhof

Die andere parkähnliche Anlage nahm er auf dem neuen Friedhof vor, der um 1850 angelegt wurde. Schöne Alleen und Mausoleen sowie dendrologische Kostbarkeiten machten den neuen Friedhof zu einem Park- und Waldfriedhof. Leider ist vieles davon nicht mehr erhalten. Zur Chaussee F 96 hin ist der Friedhof mit einer für Buttell



Mauer am Carolinen-Palais

typischen Mauer eingefriedet – sein geliebter Backstein, im Verband mit kleinen gotischen Pfeilern und Hohlsteinen, macht den Parkfriedhof zu einem geschlossenen Ganzen.

#### 4.7.3 Mauern aus Backstein (siehe Foto)

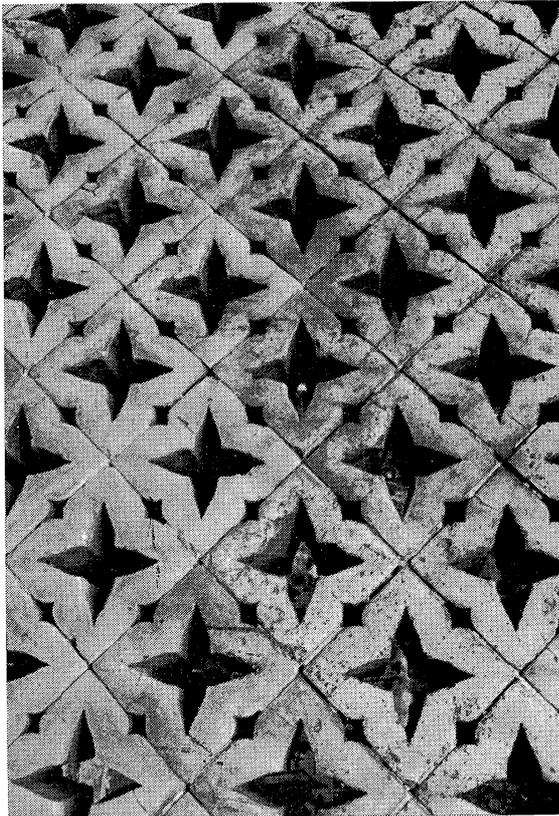
Hier verweisen wir gleich im Anschluß an die Mauer-Einfriedungen auf die vielen Backsteineinfriedungen, die Buttels typische Handschrift darstellen. Z. B. im ehemaligen Schloßgarten zum Schloß und Theater: Putzmauer mit Terrakotta-Rosetten (vegetabile Motive) und durchbrochenen Formsteinen. Auch die Mauer am ehemaligen Carolinen-Palais, heute Bezirkshygiene-Institut, ist aus sternförmigen Formsteinen gestaltet. Ein Teil der Mauer an der südlichen ehemaligen Stadtgrenze, Ende Strelitzer-/Breitscheidstraße, ist noch beim Katholischen Pfarramt erhalten. Ein Bruchstück von einer Buttelmauer ist noch am ehemaligen Hofmarschallhaus feststellbar.

Wer mit offenen Augen durch Stadt und Land geht, wird hier und da Spuren „Buttelscher Handschrift“ feststellen können.

Keine Mauer gleicht der anderen. Vielfalt der Formsteine, Flächenschmuck mit Reliefs (siehe Weinmauer am Englischen Garten im Schloßgarten) aus der Antike, mit Rosetten sowie Wasserspeier. Buttels Einfallsreichtum war groß und beweist den immer schöpferischen Kunsthandwerker. Die Radelandziegelei hatte allein schon mit dem Mauermaterial genug zu tun.

#### 4.7.4 Podeste – Torpfeiler

Hand in Hand arbeitete Buttell auch mit dem Bildhauer Prof. A. Wolff, der zahlreiche Denkmale für die Städte im Strelitzer Land ausführte.



Detail einer Ziegelmauer

So hat z. B. Buttell die Podeste im klassizistischen Stil auf dem Denkmalplatz (heute Rathenauplatz) vor dem ehemaligen Alten Palais entworfen für die Herzöge Carl II. und dessen Sohn Carl von Mecklenburg-Strelitz, die beide in den Befreiungskriegen rühmlich bekannt wurden.

Auch die Torpfeiler am Hirschtor des Neustrelitzer Tiergartens (Monolith-Granit) mit dem Lanzengitter sind Buttells Werk. Die 2 ruhenden Bronzehirsche modellierte Chr. D. Rauch (1822).

#### 4.7.5 Schloßhof

Die gärtnerische Anlage auf dem Schloßhof bis zum Hirschtor und zwischen den von Buttell umgebauten 2 klassizistischen Pavillons ist Buttells Werk (nach 1945 zerstört und mit Baracken bebaut).

### 4.8 Wirtschafts-, Verkehrs- und Wasserbauten

Daß Buttell auch als Tiefbauer, mit Brücken- und Dammbauten, mit Dränierungen, Brunnenbauten, Chaussee- und Wegebauten, Bohrversuchen nach Kalk und Ton usw. sich beschäftigte und große Erfolge darin erzielte, ist fast unbekannt geblieben. So können wir einige Beiträge zu diesen volkswirtschaftlich wichtigen Bauten geben. Da uns keine Kammerakten aus den Staatsarchiven zur Quellenforschung zur Verfügung stehen und Buttellarchivalien des Hofmarschallamtes wahrscheinlich durch Kriegseinwirkung verloren sind, ist die Suche nach Quellen und Belegen obiger Bauvorhaben nicht möglich. 1841 wurde unter Buttells Leitung in Friedland schon Wasserleitung gelegt.

#### 4.8.1 Kammerkanal

Um 1840 wurde auch der Kammerkanal (Verbindung Zierker See – Woblitz mit Anschluß an die Havelseen bis zur Müritz in die Elde, Elbe und nach Hamburg) von Buttell mit dem Hafen am Zierker See und den 2 Kornspeichern gebaut. Verschiedene Meliorationen und Bohrversuche nach Kalk und Ton, Brückenbauten und Brunnenanlagen sind unter Buttells Leitung vorgenommen.

#### 4.8.2 Wasserkünste

Wir verweisen z. B. auf die Speisung der Wasserkünste auf dem Markt und im Schloßgarten, die von einem Reservoir im Tiergarten gespeist wurden. Es war ein riesiges Klinkerbassin mit Rohr gedeckt. Unter der Bevölkerung als „Eiskeller“ bekannt, niemand ahnte etwas von einem Wasserreservoir. Ein typisch Buttellsches Werk, der Landschaft am Hohlwehügel im Tiergarten, fast wie getarnt, angepaßt.

#### 4.8.3 Erddämme

Drei wichtige Erddämme hat Buttell als Landbaumeister gebaut: den über den *Luzin/Feldberg*. „Die langgestreckten Feldberger Seen bildeten eine ca. 20 km breite Verkehrssperre zwischen Ost und West. Großer Umweg auf der östlichen Seeseite war für alle Fahrzeuge nötig, um Feldberg oder Neustrelitz zu erreichen. Deshalb wurde um 1848 der langgehegte Plan, den Schmalen Luzin an seinem Nordende durch einen Dammbau zu überbrücken realisiert“ (Barby 16. 7. 1955 Freie Erde). Buttell wurde für dieses Projekt gewonnen und konnte schon am Jahresende den Damm übergeben. Gleichzeitig wurde ein Dammsollhaus gebaut.

Der zweite Damm war der in *Malchow*:

Für den wirtschaftlichen Aufstieg der Stadt Malchow spielte früher die lange Brücke eine lebenswichtige Rolle. Diese 24 m lange Brücke verband die Altstadt, die damals auf einer Insel lag, mit dem Südufer, dem Stadtteil der Klosterbauten. Über diese und die 2. Stadtbrücke lief der gesamte Verkehr. Diese Brücke wurde 1637 zerstört (im

30jährigen Krieg). Etwa 200 Jahre hindurch wurde der Verkehr mit einer Fähre aufrechterhalten. Endlich ergriff der fortschrittliche Bürgermeister Meyer die Initiative und übergab Fr. W. Buttell den Auftrag, einen Erddamm zwischen der Altstadt und dem Festland mit Hilfe der Bürger herzustellen, mitten durch den Malchower See (1845). Eine schöne baumbestandene Kunststraße verbindet nun die beiden Stadtteile.

Der dritte wichtige war der Erddamm bei *Vipperow* durch die *Südmüritz*. Leider fehlen darüber Daten und Berichte. Damit war die Verbindung *Mirow* – *Röbel* auf kurzem Weg hergestellt und der weite Weg über Waren abgestellt.

#### 4.8.4 *Weisdin – Inspektorhaus*

Das Inspektorhaus oder Wirtschaftshaus neben dem ehemaligen Schloß in Weisdin in englischer Burgengotik ist auch sein Werk.

Von Mühlen, Zollgebäuden, von Schleusen (wahrscheinlich die bei Voßwinkel am Kammerkanal) und Chausseen, deren Bau alle in Buttells Zeit um 1840/1850 im Strelitzer Land datiert sind, können wir nichts Bestimmtes in Buttells Werkverzeichnis einreihen. Jedoch hat sein Freund Roloff diese volkswirtschaftlichen Bauten in seinen Erinnerungen an Buttell erwähnt, und er ist uns als Gewährsmann absolut zuverlässig.

#### 4.8.5 *Schmiede Lichtenberg*

Zum Abschluß aber wollen wir noch die schöne Schmiede in romantisch-klassizistischem Stil von Lichtenberg erwähnen. Ein Feldsteinbau mit rechteckiger Vorhalle in 3 Segmentbögen geöffnet. Unter der Traufe ist ein Rundbogenfries.

### 5.0 *Profanbauten im Land Mecklenburg-Strelitz*

#### 5.1 *Das Schweizer Haus und die Heckenhäuser*

„Ein fremdes Haus im Vaterland“, ein kleines zweigeschossiges Landhäuschen, Fachwerkbau im Schweizer-Stil auf einem ansteigenden Rasenhügel in den Serrahner Bergen – von alten Buchen umgeben, als Ruhe- und Entspannungssitz des naturliebenden Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz (succ. 1816–1860) wurde 1833 von Buttell im Serrahner Wildpark gebaut. Zu der großen Naturverbundenheit kamen in den letzten 4 Lebensjahrzehnten Georgs noch die jagdlichen Freuden, denen er in den Serrahner Bergen sich hingeben konnte (Dam- und Schwarzwild). Dieses kleine Sommerhaus war sehr schlicht in seiner ganzen Einrichtung. Die Möbel aus Kiefernholz, ebenso die Treppen, die 4 kleinen Zimmer ebenso einfach wie Goethes Gartenhaus eingerichtet. Es warf alles ein Licht auf die große Anspruchslosigkeit dieses Fürsten, der allen Prunk, auch in seiner Kleidung, strikt ablehnte. Dies simple fürstliche Tusculum war gerade dem geistig so hochstehenden Manne gerecht, der hier in abgechiedener Zurückgezogenheit friedlicher Waldeinsamkeit mit den Großen seiner Zeit, wie Alexander und Wilhelm von Humboldt, K. Fr. Schinkel, Chr. D. Rauch, Goethe, G. Schadow u. v. a. eine lebhaftere Korrespondenz führte.

Wir sehen auf der Vorderfrontseite direkt unter dem Satteldach die Initialen G (Georg) M (Mecklenburg) 1833, darunter ein breiter Bandelwerkkrankenfries direkt über den 2 dreigliedrigen Fenstern. Mit einer umlaufenden Galerie, dem Holzbalkon und der typisch Buttellschen geschnitzten Balustrade schließt das obere Geschoß ab. Das untere dagegen wird von einem bittenden Vers in schöner Schwabacher Schrift abgeschlossen:

Nimm gnädig, Herr, in Deine Hand, dies fremde Haus im Vaterland!  
Dem Weidmann geb' es Schutz und Ruh',  
dem Gaste, was er wünscht, dazu.

Eine andere Inschrift an der Rückseite des Hauses zeugt von dem freundlichen Humor des Hausherrn:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,  
der bleibt ein Narr sein Leben lang.  
Und wer nicht liebt dazu die Jagd,  
der hat es auch nicht weit gebracht.

Über der Eingangstür ließ Georg seine folgenden Worte schreiben, die sein großes Interesse für die Kunst und Natur offenbarten:

Nur wen'gen ist's vergönnt im Heiligtum der Kunst  
den hohen Sinn noch höher zu entfalten!  
Wem es gelingt, dem gibt's des Schicksals Gunst,  
es müssen freundliche Gestirne walten.  
Doch gibt's ein Heiligtum, das jedem offen steht,  
ersetzend, was dem Geist und was dem Herzen fehlt:  
Du bist's Natur, an die mein Gruß ergeht,  
dein Altar ist's, den ich für immer mir erwählt.

(1945 zerstört)

### 5.1 Die 5 Heckenhäuser

im Wildpark Serrahn wurden erst 1849, als der Wildpark eingegattert wurde, von Buttell erbaut und zwar an den 5 verschiedenen Eingängen des Wildparks. Die Eingänge (auch teils Gestänge) wurden geschlossen, um den Wildaustritt zu verhindern. Die kleinen traulichen Heckenwärterhäuser in Fachwerk wurden von Forst- oder Jagdbedienten damals bewohnt. Auf der Frontseite des kleinen Hauses hatte Buttell folgende Inschrift in altdeutscher Schrift anbringen lassen:

„Gott beschütze die Bewohner dieses Hauses und segne ihren Ein- und Ausgang.“

Heute, 1972, sind nur noch drei Heckenhäuser vorhanden: eins an der Chaussee zwischen Zinow und Dianenhof, eins 1 km südlich von Carpin bei Jagen 84, eins unweit vom Grünower See Jagen 69. Besonders schön sind auch hier wieder die Holzfriese am Satteldachgiebel zur Straße. Wir sehen, daß auch Buttell auf dem Gebiet der Folklore Einfühlungsvermögen und schöpferische Begabung entfalten konnte.

In diesem Zusammenhang sei auch auf die Gerätehäuser und Wildscheune im Tiergarten und der Schloßkoppel in Neustrelitz hingewiesen. Ein- und zweistöckige Fachwerkbauten mit holzgeschnitzten Ziergiebeln und Balustern unter dem Satteldach. Auch hier geniale Anpassung an die landschaftliche Umgebung.

### 5.2 Profanbauten in Neubrandenburg

#### 5.2.1 Gymnasium

1826 wurde Buttell vom Landesherrn beauftragt, ein neues Gymnasium in Neubrandenburg zu bauen, das bedeutend größer sein mußte als das bisherige, weil es auch die Realschule mit aufnehmen sollte. Buttell baute „einen repräsentablen zweigeschossigen massiven klassizistischen Putzbau im Palladio-Stil mit 6 Pilastern römischer Ordnung im Mittelrisalit und darüber einen dreiteiligen Architrav mit glattem Fries und Zahnschnittgesims durch Konsolen bereichert. Die zehn rechteckigen Fenster bekamen profilierte Umrahmung auf einem Gurtgesims in glatter, gequaderter Putzfläche. An den Ecken je ein Pilaster. Über dem breiten Mittelrisalit ein flacher Dreiecksgiebel. Vor dem Mittelportal eine Freitreppe“ (s. Inv. Krüger I:3 S. 123). (1945 durch Kriegseinwirkung zerstört.)

#### 5.2.2 Belvedere

Das kleine, 1775 erbaute Sommerhäuschen Belvedere am Tollense See, wurde 1823 im Auftrag der Großherzogin Marie zu einem griechischen Tempel umgebaut. Es ist

ein massiver gelbgetönter Prostylos mit 4 dorischen Säulen, einem Saal mit kassetierter Decke und Gipsabgüssen klassischer Meister. Hinter dem Saal eine kleine Kaffeeküche. Ein meisterlicher Wurf Buttels mit herrlicher Fernsicht auf See und Stadt. 1935 durch Professor Heinrich Tessenow umgestaltet als Ehrenmal.

### 5.2.3 Palais

Auch das herzogliche Palais erhielt von Buttell in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts einen klassizistischen Umbau. Dieser hufeisenförmige Bau nahm die ganze Ostseite des Marktes ein. Der klassizistische Umbau des 1774 erbauten Hauses für Adolf Friedrich IV. (Dörchläuchting) begann schon mit Chr. Ph. Wolff kurz vor 1820, Buttell hat den Kollegen dann seit 1820 abgelöst. Die nord- und südlichen Flügelbauten bekamen flache Dreiecksgiebel. Die Innenfront, ein Mittelrisalit, einen Balkon auf 4 dorischen Säulen, aber mit steilem Dreiecksgiebel. Besonders schön wurde der Festsaal im klassizistischen Stil umgestaltet. Auf sehr schlanken Pilastern Korinthische Kapitäle. Schöne Stuckarbeiten, wie Rosetten, Lorbeerhänge, Medaillons, Musikinstrumente und Rankenschmuck, Wandleuchter in Vasenform usw. Es ist nicht feststellbar, welche Räume Buttell gestaltet hat. (Durch Totalbrand wurde das Palais 1945 mit seinen vielen Kunstschätzen zerstört).

### 5.2.4 Komödienhaus

Das von Adolf Friedrich IV. 1770 erbaute herzogliche Schauspielhaus ist ebenfalls von Buttell umgebaut. Viele Veränderungen wird er an dem Fachwerkbau nicht haben vornehmen können. Um 1825 fügte er einen Dreiecksgiebel, statt oberer Mansarde, an. Über Veränderungen der Innenarchitektur ist nichts zu ermitteln, wir nehmen aber an, daß Buttell auch dort Neuerungen einfügte.

### 5.2.5 Treptower Tor

Nun kommen wir zu den Wehrbauten Neubrandenburgs, zu den Toren. Nachdem Buttell zur vollen Zufriedenheit und Bewunderung aller Kreise die Wiederherstellung der Marienkirche und den Turmbau 1841 abgeschlossen hatte, wurde auf Initiative des Bürgermeisters Brückner die Wiederherstellung der Tore geplant und 1844 mit dem Treptower Tor begonnen und Buttell wurde für diese Arbeiten gewonnen. Vor allem war es Buttells Aufgabe, die vierteiligen Maßwerkfüllungen über den Blenden zu erneuern. Besonders die Ecktürme an den Treppengiebeln wie auch die Spitzen der Fialen, die die 4 großen Blendnischen begleiten sowie die Krabben und Kreuzblumen, kurz, alle Schmuckelemente.

### 5.2.6 Friedländer Tor

Das ursprüngliche Gesicht dieses einst viel umkämpften Tores zeigt eine Zeichnung Buttells von 1850. Bei der Feldseite des Tores sind die Blenden verändert: Kleeblattbogenblenden, Spitzbogenblenden, die in dem gestaffelten Giebel enden. Zinnenartige Pfeiler schließen das Tor ab. Drei spitzbogenartige Öffnungen (1. und 2. Etage) sind sicher auch Buttells Werk. Die Stadtseite bietet ein sehr anderes Aussehen: zwischen einem doppelten Dreipaßmaßwerkfries steigen 7 schmale Rundbogenblenden. Darüber ragen 4 schlanke Pfeiler, 2 kleinere außen, zwei höhere innen, die von 3 spitzbogigen Doppelblenden mit Wimpergabschluß vervollständigt werden (s. Heinr. Trost, Norddeutsche Städte zwischen Elbe und Oder, S. 76).

Hier sind außerdem die Blendenöffnungen sowie der achteckige Treppenturm mit Pyramidenhelm an der rechten Mauerseite von Buttell.

### 5.2.7 Stargarder Tor

Auch hier hat Buttell 1844 die Schmuckteile, wie z. B. Maßwerkfüllungen (Rosetten) neu in die Blenden eingefügt und die wimpergekrönten spitzbogigen Ziergiebel und Fialen restauriert. Inwieweit noch andere kleine Veränderungen und Wiederherstellungen am Innen- und Außentor von Buttell gemacht wurden, ist nicht feststellbar, ebenso nicht, ob er an den Adorantinnen Restaurationen vornahm.

### 5.2.8 Neues Tor

Buttel hat den ganzen Dreiecksgiebel dieses Tores in den Kreisöffnungen mit Fischblasen-Maßwerk, Kreuzblumen und Krabben neu gestaltet. Auch die 2 unteren dreifach abgestuften Kleeblatt-Blendnischen mit den Rosetten darüber sind von Buttel.

### 5.3 Burg Stargard

Am Bergfried, auf der Burg Stargard, hat Buttel 1821 den oberen Rand und Zinnenkranz (unhistorisch) sowie das Kegeldach mit Turmspitze wieder aufgebaut. Auch vielerlei Renovierungen am Mauerwerk waren nötig. Renovierung des Krummen Hauses (der Drostwohnung), des nördlichen Giebels und verschiedene Ausbauten auf dem Burggelände nahm Buttel 1845/1846 dort vor.

#### 5.3.1 Rathaus Burg Stargard

Für das 1758 abgebrannte Rathaus wurde 1832/1833 von Buttel ein neues Rathaus auf dem Markt gebaut. Ein zweigeschossiger massiver Putzbau mit abgewalmtem Dach, Mittelrisalit, dorischer Säulenvorhalle mit Balkon, der mit schmiedeeisernem Ziergitter umgeben war. Unter dem Frontispiz des 2. Geschosses viereckige Pilaster und im Giebelfeld das Stadtwappen. Das untere Geschoß im Quaderputz über einem hohen Feldsteinfundament. Ein vornehmer Bau für die kleine, aber alte Stadt.

### 5.4 Herrenhäuser

#### 5.4.1 Ganzkow

Um 1820 wurde Buttel mit dem Ganzkower Herrenhaus-Bau beauftragt. Es war ein Umbau aus einem eingeschossigen Putz-Fachwerkbau mit Mansardendach und dreiachsigem Mittelrisalit, der zu einem zweigeschossigen aufgebaut wurde, die Vorhalle mit 3 Rundbogenfenstern und 2 quadratischen Flügelbauten. Im Giebeldreieck das Wappen des Besitzers.

#### 5.4.2 Semlow

1825 bekam Buttel den Auftrag, für Carl von Behr-Negendank in Semlow (Kreis Franzburg bei Stralsund) ein Schloß zu bauen.

#### 5.4.3 Schönhausen

1843 errichtete Buttel in Schönhausen einen zweigeschossigen klassizistischen Putzbau mit mittelalterlich romantischem Einschlag in der Ornamentik. Der Mittelrisalit ist überhöht und mit 3 enggestellten Fensterachsen versehen.

#### 5.4.4 Voigtsdorf

Ebenfalls im Jahr 1843 baute Buttel für Herrn von Michael ein ähnliches Herrenhaus in Voigtsdorf wie in Schönhausen.

#### 5.4.5 Ihlenfeld

In englischer Burgengotik wurde das Herrenhaus in Ihlenfeld um 1850 umgebaut. Das ältere massive einstöckige Gutshaus mit Mansardendach wurde um ein Geschoß erhöht und an den vier Ecken mit kleinen Achtecktürmen und Zinnenkranz versehen. Der dreiachsige Mittelrisalit, dreigeschossig, wurde von schlanken Türmen begleitet.

#### 5.4.6 Klockow

1853 wurde das Herrenhaus in Klockow zweigeschossig (romantische Richtung) erbaut; unter der Traufe ein Dreipaßbogenfries auf langen Konsolen. Der Mittelbau tritt im halben Achteck vor.

(Quelle: Inv. Krüger, Bd. I/2, 3, S. 440/41, S. 417, S. 168/69.)

(Fortsetzung folgt)

## Heinrich Tessenow 1876 - 1950

Zweimal im Jahr findet sich ein Kreis von Freunden und Schülern zusammen, um des Architekten und Lehrers zu gedenken, von dem sie glauben und wissen, daß er in seinen Arbeiten so Vorzügliches geleistet und in seinen Schriften für die Zukunft Richtungweisendes gesagt hat, daß man aus dieser Quelle immer wird schöpfen können. Diese Verehrung und Ehrung zugleich gilt dem Architekten und Städtebauer Heinrich Tessenow.

An der Technischen Universität Hannover wird in einer akademischen Feier jeweils zu Beginn des Semesters Anfang November zugleich mit der Verleihung des Fritz-Schumacher-Preises an einen bedeutenden Städtebauer die Heinrich-Tessenow-Medaille an einen verdienstvollen Architekten verliehen. In dieser Feier werden zugleich Reise-Stipendien an begabte Studenten der Fachrichtung Städtebau und Studienstipendien an begabte Studenten der Fachrichtung Architektur verliehen, die aus dem Kreis der Heinrich-Tessenow-Gesellschaft, einer Vereinigung der Freunde und Schüler Tessenows, vorgeschlagen werden. Dieser Kreis trifft sich alljährlich zu gemeinsamer Besichtigung, Vorträgen und Gedankenaustausch in einer architektonisch interessanten Stadt und zu einer anschließenden landschaftlichen Fahrt. Das die Freunde und Schüler Tessenows vereinde Band ist die Erinnerung an das Vorbild des Baumeisters und der Dank der Schüler an ihren Lehrer.

In das Bewußtsein einer weiteren Öffentlichkeit trat Tessenow eigentlich erst im Jahre 1931, als er in einem Wettbewerb unter den bekanntesten damaligen Architekten Peter Behrens, Poelzig und Mies van der Rohe für die zum Ehrenmal der Toten des ersten Krieges umzugestaltende Schinkelsche Wache in Berlin Unter den Linden den 1. Preis und damit den Auftrag erhielt.

Tessenow, damals Ordinarius der Technischen Hochschule Berlin und Leiter eines Meisterateliers für Baukunst an der Akademie der Bildenden Künste in Berlin, war vor dem ersten Krieg durch den Bau der Dalcroze-Schule für rhythmische Gymnastik in Hellerau bei Dresden bekannt geworden. Wie es dazu kam, beschreibt er in seinem Lebenslauf:

*Nach Dresden kam ich zuerst 1909 als Assistent an die Technische Hochschule zu Martin Dülfer, der inzwischen dorthin berufen war, und dort erhielt ich dann auch die ersten größeren Privataufträge. Unter anderem wurde ich auf Grund meines damals soeben von mir veröffentlichten Buches über den Bau von Klein- und Kleinstwohnungen — d. h. über ein Gebiet, das vorauf in Deutschland kaum als ein ernsteres Architekturgebiet gewertet wurde — sogleich beauftragt, mit Riemerschmid und Muthesius zusammen die erste deutsche Gartenstadt Hellerau bei Dresden zu erbauen, wo ich dann im besonderen auch die sogenannte Bildungsanstalt für rhythmische Gymnastik erbaute, ein großes Fest- und Theatersaalhaus mit ausgedehnten Schulungsräumen für rhythmische Gymnastik, einer ausgedehnten Wohnungsanlage für Lehrer und Schüler und dergleichen.*

Tessenows Weg führte ein Jahr vor dem Beginn des ersten Krieges über Wien, wo der Nichtakademiker als Professor an der Kunstschule wirkte und den führenden Architekten Otto Wagner und Josef Hofmann freundschaftlich verbunden war. Mit Beginn des Krieges verließ er aus Liebe zur Heimat Wien, wäre als geborener Mecklenburger am liebsten nach Hamburg gegangen, aber materielle Sorgen und berufliche Pläne förderten seine Entscheidung für die Annahme der Professur an der Staatlichen Hochschule für Bildende Künste in Dresden. 1926 folgte er einer Berufung an die Technische Hochschule in Berlin und wenig später zugleich an die Akademie der Bildenden Künste in Berlin.



Heinrich Tessenow 1876 — 1950

*Wir werden keine Lebens- oder Arbeitsform bestimmen können, mit der alle Arbeits- oder Bildungsenergien restlos wirksam werden; auch mit den besten Bildungsmitteln, die wir nennen können, kommen wir einmal an einen Punkt, wo sie feindlich sind.*

Heinrich Tessenow

In diesen Jahren kaufte Tessenow in Neubrandenburg in der Neutorstraße 26 ein klassizistisches Haus, welches er durch behutsame Umbauten für sich und seine Familie so vollendet gestaltete, daß alle Besucher, die das Haus, die Räume und den Garten gesehen haben, sich voll der höchsten Bewunderung an die vollendete Harmonie erinnern werden.

1934 wurde er gezwungen, sein Amt zur Verfügung zu stellen. 1937 wurde ihm ein Meisteratelier an der Preußischen Akademie der Künste übertragen. 1944 wurde er unter unwürdigen Umständen an der Technischen Hochschule emeritiert und 1945 von neuem berufen. Bis kurz vor seinem Tod hat er dort gelehrt.

Die Zahl seiner akademischen Ehrungen ist groß. Obwohl er eine höhere Schule nicht absolviert und nach dem Besuch einer Bauschule in Sternberg an der Technischen Hochschule in München nur aufgrund seiner Leistungen bei Hocheder und v. Thiersch studiert hatte, war er Dr. phil. h. c. an der Universität Rostock, Dr.-Ing. E. h. an der Technischen Hochschule Stuttgart, Mitglied der Preußischen Akademie der bildenden Künste, Mitglied der Preußischen Bauakademie, Korrespondierendes Mitglied der Royal Society of British Architects, Mitglied der Deutschen Akademie der Künste, Ehrenmitglied des Bundes Deutscher Architekten (BDA) und Ehrenmitglied des Deutschen Architekten- und Ingenieur-Verbandes (DAI).

Er war am 7. April 1876 — also vor nunmehr 100 Jahren — als Sohn des Zimmerers Johann Tessenow in Rostock geboren. Seine Voreltern waren Bauern, Handwerker und Ackerbürger. Nach seinem Studium war er Mitarbeiter im Atelier von Martin Dülfer in München, Lehrer der Bauschule in Sternberg, Mitarbeiter von Prof. Paul Schulze-Naumburg in Saaleck und wiederum Lehrer an der Bauschule in Trier. Zu Prof. Dülfer ging er 1909 als Assistent an die Technische Hochschule in Dresden, als dieser von München dorthin berufen wurde.

Außer den beiden Arbeiten, der Schule in Hellerau und dem Ehrenmal sind kaum Werke von seiner Hand in weiten Kreisen bekannt geworden, und er hat im ganzen gesehen wenig gebaut, weil er sich kaum um Aufträge bemühte. Seine Liebe galt der Lehre, dem freihändigen Zeichnen seiner baulichen Pläne und der schriftlichen Äußerung seiner baulichen, handwerklichen und allgemein menschlichen Zielsetzungen. Aus der Begeisterung für diese Ziele wuchs und lebte seine Lehrtätigkeit, und daraus resultiert die Liebe und Verehrung seiner Schüler. In seinen Schriften, die alle mit Zeichnungen in liebevollster Weise reich illustriert sind — man kann den engen Bezug zwischen dem Inhalt und der Illustration nur mit den damals aus verwandten künstlerischen Vorstellungen hausgegebenen, gleichfalls reich illustrierten Kinder- und Märchenbüchern vergleichen — erläutert Tessenow in einer sehr eigenartigen, oft weit-schweifigen aber immer mehr und mehr klärenden Ausdrucksweise seine Vorstellungen über die Reform menschlichen Wohnens und Arbeitens, die die Ziele der Gartenstadt-bewegung waren, zu uns aus England kamen und in Dresden-Hellerau zur Bildung der „Handwerker-Gemeinde“ führten.

Alle Dinge, die im Leben des Menschen mit seinem Wohnen, seiner Arbeit, ja mit dem Leben allgemein verbunden sind, werden in seinen Schriften aufs sorgfältigste in ihrer Entwicklung untersucht, erläutert und zu einem Ganzen geordnet, und zwar sowohl handwerklich Formales wie geistig Fundiertes.

Seine Bücher und Schriften, die in den letzten Jahren teilweise neu aufgelegt wurden, sind folgende: (aus Paul Appel, Heinrich Tessenow, Seite 64)

„Der Wohnhausbau“, Georg D. W. Callwey, München, Erste Auflage 1909, Dritte Auflage 1927

„Hausbau und dergleichen“, Erste Auflage: Bruno Cassirer, Berlin 1916, Vierte Auflage: Woldemar Klein, Baden-Baden 1953

„Handwerk und Kleinstadt“, Erste Auflage: Bruno Cassirer, Berlin 1916, Zweite Auflage: Gebr. Mann, Berlin 1972



Entwurf zu einem Gutsherrnhaus für Norddeutschland von Heinrich Tessenow

*Es scheint manchmal, als sei die Einfachheit mit der Armut verwandt; aber diese beiden haben praktisch ohne weiteres noch nichts miteinander zu tun; unsere Einfachheit kann gewiß ebensogut größter Reichtum sein, wie unsere Vielheit größte Armut sein kann.*

Heinrich Tessenow

‚Das Land in der Mitte‘, Jacob Hegner, Hellerau bei Dresden 1921  
‚Die kleine und große Stadt‘, Georg D. W. Callwey, München 1961  
‚Kleine Schriften von Heinrich Tessenow‘, Heinrich-Tessenow-Gesellschaft,  
Hamburg 1967

In der posthumen Veröffentlichung ‚Die kleine und große Stadt‘, erschienen 1961 im Verlag Georg D. W. Callwey, München, stehen in dem Kapitel: ‚Von der Kulturwende‘ folgende abschließende Betrachtungen, — die wir mit freundlicher Genehmigung des Verlags Callwey nachdrucken:

*Die ganze menschliche Kultur hat sich auch ihren gelegentlich stillen Gedanken, Betrachtungen und Ängsten, ihren stillen Wünschen und Bestrebungen nach seit langer Zeit schon — ohne es selbst so recht zu wissen — von allem speziell Großstädtischen mehr und mehr entfernt. Die Kultur geht — aufmerksam betrachtet — seit langer Zeit bereits durchaus nicht mehr den geradlinigen Weg großstädtischer Entwicklungen.*

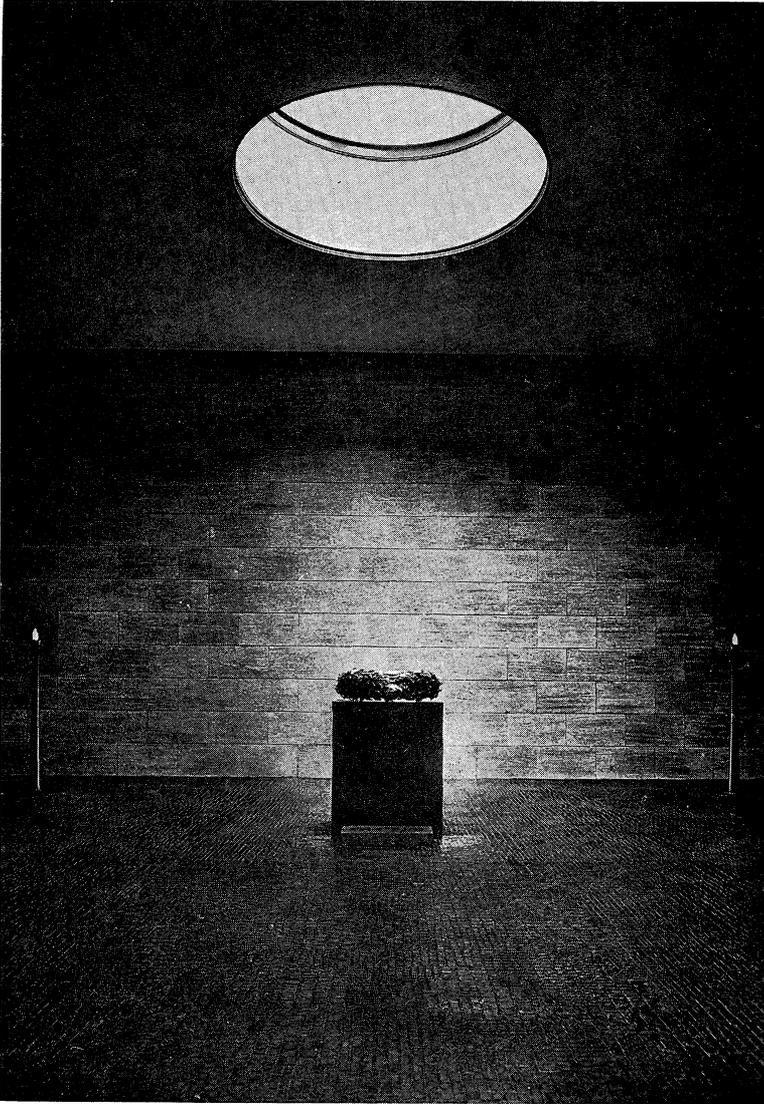
*Was der heutigen Welt noch sehr schmerzlich ist, daß sie es verlieren mußte oder entbehren mußte, das wird sie — falls sie überhaupt vermögend oder entsprechend schöpferisch ist, eine neue Welt bilden zu können — sehr bald schon so gut wie kaum noch interessieren. Jedenfalls soweit der Weg zu ihr nicht nur in den Untergang, sondern über ihn hinausführt, wird der Weg durch diesen Untergang hindurch der Menschheit wohl nahezu künftig bereits viel mehr und viel höher Beglückendes gebracht haben und bringen, als ihr je ein Weg gebracht hat.*

*Die ‚Völkerwanderung‘, die unter dem Regime der endenden Großstadt schon seit langer Zeit einsetzte und ununterbrochen lebendiger wurde, wird sehr bald alle Widerstände überfluten, die sich ihr heute noch entgegenstellen, und ist in ihren Auswirkungen zunächst überhaupt noch nicht zu übersehen. Sicher ist nur, daß diese Völkerwanderung die menschlichen Anschauungen, das Verhalten des Menschen zu Menschen und Dingen, die menschlichen Lebensformen und die Ideale unabänderlich so verändern wird, daß die Menschheit in kurzem wie eine neue Menschheit sein wird.*

1943, vielleicht in einer Vorahnung des Verlustes seiner Wohnung in Berlin und des Neubrandenburger Hauses, baute er in Siemitz bei Güstrow eine vorhandene Häuslerei, schon unter größten Erschwernissen der Beschaffung des Materials, für seinen alleinigen eigenen Bedarf um. Es war gewissermaßen der Rückzug in ein Gehäuse und nicht mehr weit von dem Platz, an dem seine Wiege vor rd. 70 Jahren gestanden hatte. Dies wurde seine Zuflucht nach 1945, hier hielt er Zwiesprache mit der unvergänglichen Welt der Heimat und empfing die letzten verbliebenen Freunde, die den beschwerlichen Weg in die dörfliche Abgeschiedenheit fanden.

Roderich Schröder

*Aus Anlaß des 100. Geburtstags von Heinrich Tessenow findet in der Akademie der Künste in Berlin vom 8. 4. bis 9. 5. 1976 eine Ausstellung seiner Entwürfe und Zeichnungen statt.*



Sogenannte Neue Wache in Berlin Unter den Linden, erbaut 1816 — 18 von K. F. Schinkel, der Innenraum als Ehrenmal für die Gefallenen. 1931 gestaltet von Heinrich Tessenow. Heute verändert als Mahnmal für die Opfer des Faschismus.

## „Hegel war mein Freund“

Johann Martin Daniel Wohlfahrt, Pastor in Gehren bei Friedland; Hugo Wohlfahrt, Landgerichtsrat in Neustrelitz; Ewald Wohlfahrt, Bürgermeister in Neustrelitz.

Zusammengestellt aus Urkunden, Zeitdokumenten und Briefen von Hans-Ewald Wohlfahrt; alle Aufnahmen Hans-Jürgen Wohlfahrt.

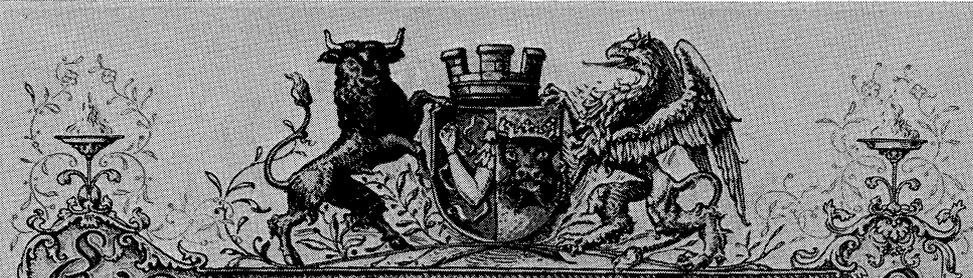
Durch meinen Großvater, Geheimer Hofrat Ewald Wohlfahrt, Bürgermeister und Ehrenbürger der Stadt Neustrelitz, bin ich in den Besitz zahlreicher Familienpapiere gekommen, die er, sein Vater und Großvater sorgfältig aufbewahrt haben. Aus diesen Urkunden, Briefen und Bildern konnte ich die wichtigsten Daten unserer Familiengeschichte entnehmen, wertvolle Hinweise über Charakter und Lebensart dieser Männer.

Jüngster Anlaß war der Besuch des Geschäftsführers der A.-Paul-Weber-Gesellschaft Günther Nicolin, Bad Godesberg, in meinem Hause in Ratzeburg. Beim Gespräch kamen wir auf das von ihm herausgegebene Buch „Hegel in Berichten seiner Zeitgenossen“ (Felix Meiner Verlag, Hamburg) zu sprechen. Im Klappentext des 694 Seiten umfassenden Werkes heißt es: „Rechtzeitig zum 200. Geburtstag des Philosophen erscheint diese Dokumentation, die eine Vergegenwärtigung des Menschen Georg Wilhelm Friedrich Hegel darstellt, wie sie bisher für ihn noch nicht geleistet worden ist. Zeitgenossen – Familienangehörige und Verwandte, Freunde und Bekannte, Schüler und Kollegen, Kritiker und Gegner – kommen in etwa 770 Zeugnissen zu Wort. Ausschnitte aus Korrespondenzen, Tagebüchern, Memoiren, Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln, handschriftliche Notizen etc. – z. T. weit verstreutes, daher schwer auffindbares oder völlig unbekanntes Material – bereichern und erhellen das Bild von Hegels Persönlichkeit und lassen vielfach die Anfänge seiner Wirkungsgeschichte deutlich werden.“

Ein umfangreicher Anmerkungsteil, Verfasser- und Personenregister erschließen den Band in seinen zeitgeschichtlichen Zusammenhängen. Die „Berichte der Zeitgenossen“ ergänzen die vierbändige Ausgabe der „Briefe von und an Hegel“ (herausgegeben von Johannes Hoffmeister) und bilden mit ihr zusammen eine wesentliche Grundlage für alle weitere Arbeit zur Erforschung von Hegels Biographie. Ein Werk nicht nur für Hegelspezialisten, sondern für alle, die sich mit der Geistesgeschichte am Beginn des 19. Jahrhunderts beschäftigen.“

Günther Nicolin war erstaunt, als ich aus meinen Unterlagen einen Brief Hegels herausholte, den dieser einstmalig geschrieben hat. Er nahm den mit vorphilatelistischem Stempel von Berlin versehenen Brief sowie einige im Zusammenhang damit stehende Unterlagen mit und 1975 erschien im Band 10 der Hegel-Studien (in Verbindung mit der Hegel-Kommission der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, herausgegeben von Friedhelm Nicolin und Otto Pöggeler) aus seiner Feder der Aufsatz „Hegel war mein Freund, Johann Martin Daniel Wohlfahrt und Hegel“. Der Mann, von dessen persönlicher Verbindung zu Hegel wir im folgenden erfahren, war der Prediger Johann Martin Daniel Wohlfahrt, geboren am 31. März 1773 in Leutenberg (Schwarzburg-Rudolstadt), gestorben am 29. März 1837 als Pastor in Gehren (Mecklenburg-Strelitz).

Beleuchtet wird das Verhältnis dieses Mannes zu Hegel in einem Brief, den er am 17. Dezember 1836 – also kurz vor seinem Tod – an seinen Sohn Hugo richtete. Hugo Wohlfahrt (1815 – 1888) studierte zu dieser Zeit in Berlin die Rechte und hörte bei Hegels Schüler Eduard Gans Naturphilosophie. Wie aus dem Brief zu entnehmen, muß auch Professor Gans den Prediger Wohlfahrt gekannt haben. Die für uns interessanten Stellen des Briefes lauten: „... Das, was Dich am meisten interessieren wird:



# Ehrenbürger-Brief.

Wir der Magistrat der Großherzoglichen Haupt- und Residenzstadt Neustrelitz

bekunden hierdurch daß wir dem

Bürgermeister, Geheimen Hofrat

**Herrn Ewald Wohlfahrt**

das Ehrenbürgerrecht unserer Stadt verliehen haben, in Anerkennung sowohl seiner fünfundsanzwanzigjährigen gewissenhaften, treuen und zuverlässigen Amtsführung als auch als Beweis unserer und der ganzen Bürger- und Einmohnerschaft Dankbarkeit.

Urkundlich unter unserer Unterschrift und Beifügung unseres Stadtsiegels geschehen.

Neustrelitz, den 25 April 1917.

Der Magistrat.

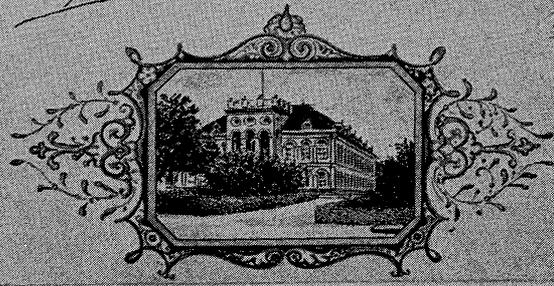
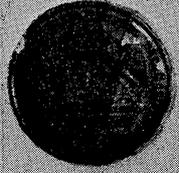
*Willy*

*Paulsen*

*Kassat*

*Dr. Hübner*

*Tschernig*



mein häusl. wirtschaftl. Leben will ich Dir in Absätzen bis ins kleinste Detail berichten; zunächst aber auch auf das Wesentliche Deines letzten Briefes antworten.

Recht sehr hat mich die freundliche Erinnerung des braven Gans erfreut. Strebe ja mit aller Kraft darnach, sein gütiges Wohlwollen zu behaupten, und Dich desselben durch Fleiß und gute Sitten immer würdiger zu machen. Überbringe ihm den Brief, welchen ich beizulegen gesonnen bin. Versäume nicht, ihn recht oft zu besuchen, wenn er die Erlaubnis dazu giebt. *Hegel war mein Freund*, und seine Philosophie werde ich hochachten, so lange ich denken kann. Das treue Bildnis dieses großen und tiefen Denkers in Eisenguß steht auf meinem Secretair, und blickt mich auch in diesem Augenblick liebevoll an. (Höchstwahrscheinlich handelt es sich um das einseitige Eisenrelief — Durchmesser 88 mm — von Karl Fischer, 1802—1865, der als hervorragender Medailleur und Elfenbeinschnitzer in Berlin lebte.) Gans verehere ich nach ihm unter allen Philosophen am meisten. Unbezweifelt ist er am Tiefsten in die Hegelsche Philosophie eingedrungen und hat seinen Geist richtiger als alle Andern in sich aufgenommen. Recht erquicklich ist es mir gewesen, was Du aus der ersten Vorlesung von ihm mir mitgetheilt hast. Hast Du Gelegenheit mit ihm darüber zu sprechen, so sage ihm, dass das vorgetragene Axiom mir klar und deutlich einleuchte; dass ich aber den Vorwurf nicht beseitigen könne: Es sei etwas Logomachie (= Wortstreit) darin enthalten. Schreibe mir öfter einige Bemerkungen über das, was Du in der Naturphilosophie hörst . . .“

Es ist ersichtlich, daß Johann Martin Daniel Wohlfahrt ein begeisterter Anhänger der Philosophie Hegels war. Dies geht auch aus einer Veröffentlichung über einen ihm befreundeten Amtskollegen — Theodor Müller — hervor. (Karl Robert Pabst: Theodor Müllers Jugendleben in Mecklenburg und Jena. Ein kulturgeschichtliches Lebensbild aus der Zeit der deutschen Knechtung und Befreiung mit besonderer Rücksicht auf das jenaische Studentenleben bis zum Jahre 1815, Aarau 1861.) Hier erhalten wir einen kleinen Einblick in die Wesensart des Predigers Wohlfahrt: „Ausserdem suchte und genoss er (Theodor Müller) auch den Umgang mehrerer wackeren Geistlichen der Nachbarschaft, namentlich des Pastors Wohlfahrt in Gehren und des Pastors Ehlers in Kotelow. Beide waren Männer, welche in der Wissenschaft lebten und webten und unablässig fortstrebten. Ehlers war mehr Theolog, Wohlfahrt mehr Philolog und Philosoph, für Schleiermacher, dann für Hegel hoch begeistert. Mit beiden konnte Müller sich messen und nach Herzenslust sich geistig reiben. Besonders Wohlfahrt wurde von Müllern in seinen Mussestunden häufig aufgesucht. Beide passten vortrefflich zueinander: Wohlfahrt hasste wie Müller allen gesellschaftlichen Zwang, liebte wie er ein trauliches Gespräch beim Glase und wetteiferte mit ihm in witzigen Reden.“

Karl Robert Pabst war Professor an der Hochschule und Rektor der Kantonschule zu Bern. Im Vorwort zum „Jugendleben“ heißt es: „... so verdient schon deshalb das Andenken an Theodor Müller, den Veteranen von Hofwyl, von dankbaren Zeitgenossen auf die Nachkommen fortgepflanzt und sein Name neben denen eines Pestalozzi, Girard, Fellenberg und L. Snell, zunächst in der Schweiz, stets fort mit Dank genannt zu werden. Theodor Müller war der echte Typus eines Deutschen im weitesten Sinne, ein wahrer Universal-Deutscher.“

Viktor Bernhard Theodor Müller wurde am 12. November 1790 zu Alt-Strelitz geboren. Sein Vater, Friedrich Philipp Müller, welcher daselbst seit einer Reihe von Jahren als Schulhalter durch Unterricht in Lesen, Schreiben und Rechnen mühselig seinen Lebensunterhalt erworben hatte, verlegte wenige Jahre nach der Geburt des einzigen Kindes seinen Wohnsitz nach Neustrelitz, wo er Notariatsgeschäfte trieb und zugleich die Stelle eines Kopisten in der Kanzlei des Konsistoriums versah. Die Ausübung dieses doppelten Berufes sowie der Besitz eines Häuschens in der Töpferstraße sicherte ihm ein für das einfache Leben einer kleinen Familie zwar hinreichendes, aber immerhin sehr bescheidenes Einkommen. Als ein fleißiger und gewissenhafter Arbeiter und als ein Mann von durchaus rechtschaffenem und biederem Charakter erwarb und bewahrte er sich bis zu seinem Ende die Achtung aller, die ihn kannten.

Lübberstorf war nach Kotelow eingepfarrt. Der Pastor Johann Heinrich Martin Ehlers wirkte dort von 1791 bis 1829. Er wurde am 14. 9. 1761 in Rostock als Sohn des Dr. med. Johann Leonhard Ehlers geboren, studierte nach dem Besuch der Schule in seiner Vaterstadt in Göttingen und war bis zum 16. 6. 1791 Hauslehrer in Kotelow. Pastor Ehlers, gestorben am 4. 4. 1829, gab unter dem Titel „Zugabe, eine Sammlung von 1490 Mustergesängen. Neubrandenburg 1802“ ein rationalistisches Gesangbuch heraus, das mit Erlaubnis Konsistorii in Kotelow eingeführt wurde, eine weitere Verbreitung aber nicht fand. (Boll: Mecklenburgische Geschichte.)

Von Hegels eigener Hand wird das freundschaftliche Verhältnis zu J. M. D. Wohlfahrt in einem Brief bestätigt, den wir nachfolgend erstmals veröffentlichen. Wohlfahrt hatte sich in einem Schreiben vom 15. Oktober 1830 an Hegel um Vermittlung eines Hauslehrers für seinen Patron gewendet. Der Philosoph antwortete, gemessen an seiner sonstigen Gewohnheit, sehr rasch auf diesen Brief und spricht zunächst ‚das gütige Andenken und das damit verbundene Zutrauen‘ an. Im übrigen hat er sich schon um die Vermittlung gekümmert. Über den empfohlenen absolvierten Studenten Boos konnte nichts weiter in Erfahrung gebracht werden. Ebenso ist es bisher nicht gelungen zu ermitteln, wo und wann Wohlfahrt und Hegel zusammengetroffen sind. Wahrscheinlich müssen wir die Begegnung in Hegels Berliner Zeit ansetzen, hat doch Wohlfahrt zunächst Schleiermacher, danach Hegels Philosophie hoch geschätzt (s. o.). Vielleicht hat sich Wohlfahrt zu philosophischen Studien in Berlin aufgehalten; die Nähe der Uckermark zu Berlin legt diese Vermutung nahe. — Ansonsten spricht der Brief für sich: „Sr. Hochwürden Herrn Prediger Wohlfahrt in Gehren bei Strassburg in der Uckermark. Euer Hochwürden bin ich für das gütige Andenken und das damit verbundene Zutrauen, das dieselben mir in Ihrem gefälligen Schreiben vom 15ten vor. Mon. bezeigen, recht sehr verbunden. Ich habe mich Ihrem Wunsche gemäss nach einem Studenten, der absolviert hätte, und geneigt wäre, eine Hauslehrerstelle anzunehmen, umgesehen. Herr Boos, der mir sonst unbekannt ist, ist mir als ein geschickter, und gesitteter junger Mann von tadelloser Aufführung und von lebendigem Charakter, recht sehr empfohlen worden, und sein verständiges, anständiges, von Anmassung nicht begleitetes kräftiges Aussehen hat mir diese Beschreibung bestätigt. Er glaubt auch in der Musik Genüge leisten zu können, doch nicht so im Französischen; die Anforderungen sind allerdings bedeutend, im Verhältnis zum Salar. Er wird Euer Hohehrwürden selbst schreiben, oder wohl ohne Zweifel schon geschrieben haben; ich wünsche nun, dass die Unterhandlung zu Ihrer und Ihres Herrn Patrons Zufriedenheit ausfallen möge, und erbitte mir, wenn es nöthig ist, Ihre weiteren gefälligen Aufträge darüber aus. Indem ich mich Ihrem fernern gütigen Andenken empfehle, verharre ich mit ausgezeichnete Hochachtung. Berlin den 3. Nov. 1830 Euer Hohehrwürden ganz ergebener Diener Prof. Hegel.“

Nicolin fragt nach dem Zeitpunkt, da Hegel und Wohlfahrt sich kennengelernt haben müssen und kommt zu dem Schluß, daß es Berlin gewesen sein muß. Ich nehme jedoch eher an, daß sie sich in Jena kennenlernten, denn „Johann Martin Daniel Wohlfahrt, geboren als Sohn des Senators Johann Daniel Wohlfahrt, studierte in Jena, war Hauslehrer beim Geh. Rat von Rieben-Galenbek und Pastor adj. seit dem 4. Juni 1809 in Gehren“. (Jahrbücher des Vereins mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde: Die Pastoren im Lande Stargard seit der Reformation, von Georg Krüger, Pastor in Strelitz, 69. Jahrgang, Schwerin 1904.) In „Die grossen Deutschen“ von Erwin Metzke heißt es unter Georg Wilhelm Friedrich Hegel, 1770 bis 1831, „Im Jahre 1801 trifft Hegel in Jena als ein noch Unbekannter ein. An seinem 31. Geburtstag verteidigt er am 27. 8. 1801 seine Habilitationsthesen. 1807 wird ‚Phänomenologie des Geistes‘ gesetzt, während es noch in der Niederschrift ist, und gewinnt seine Gestalt erst während der Drucklegung. In der ‚Mitternacht vor der Schlacht bei Jena‘, also vom 13. auf den 14. Oktober 1806 schließt Hegel das Manuskript. Ende des Jahres 1806 verläßt Hegel Jena — wissenschaftliche, politische und auch persönliche Gründe spielen mit. Er geht nach Bamberg, wo er am 1. 3. 1807 die Bamberger Zeitung als Redakteur

übernimmt. Den durch den Tod Professor Fichtes erledigten Lehrstuhl der Philosophie bietet ihm der neue preußische Kultusminister Altenstein am 26. 12. 1817 an.“

Vorgänger Wohlfahrts in Gehren war vom 4. 2. 1776 bis 1809 (gestorben am 24. 9. 1815) der Pastor Caspar Friedrich Gieme. Der Name des Ortes Gehren hängt vielleicht mit einer Maßbezeichnung „Gere“ zusammen, die in Mecklenburg nur in diesem Ort vorkommt: 1 Gere ist gleich  $\frac{3}{4}$  Hufen. Nach dem Dreißigjährigen Krieg verschwand das Maß auch in Gehren. Er wird im Mecklenburgischen Urkundenbuch nicht genannt. Erste Nachrichten findet man im Besitz der Galenbeker Rieben. Gleich dem Stammgut Galenbek der Rieben wurde es vielfach verpfändet. Gehren wird schon im Mittelalter selbständiger Pfarrort gewesen sein, denn als 1659 die Pfarre von Galenbek hierhin verlegt wurde, fand sie eine vollständige Wedeme vor. Zur Pfarre Gehren gehört seitdem als Filiale Galenbek. Außerdem ist das Pfarramt Neuensund in der Uckermark damit verbunden. Es handelt sich um ein langgestrecktes Angerdorf; Teich und Kirche auf dem Anger. Eine Direktorialkarte vom Jahre 1775 zeigt die Aufteilung der Feldflur des damaligen Bauerndorfes in zweimal drei Schläge zur gemeinsamen Dreifelderwirtschaft (Winterkorn, Sommerkorn, Brache). An jedem Schlag hatte jede Hufe ihren Anteil. Die Kirche ist ein Putzbau des 18. Jahrhunderts mit Verwendung der Reste eines spätmittelalterlichen Findlingsbaues. Der Altar ist in Rokoko-Formen komponiert. Liegender Kehlbalkendachstuhl, eingebauter barocker Fachwerksturm mit quadratischer Glockenstube, darüber einem achteckigem Geschoß, bekrönt mit glockenförmiger, beschildelter Haube. Das Innere der Saalkirche hat glattgeputzte Wände und Decke, darunter kleines Gesims mit Zahnschnitt. Das Mittelstück des Altars in Rokoko-Formen zeigt das Bild der Kreuzigung – in dem seitlichen Rankenwerk die Wappen von Rieben und von Münchow. Die Kanzel ist in deutschen Renaissanceformen aufgebaut. In der Kirche gibt es Reste eines spätmittelalterlichen Flügelaltars aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Unter den Kleinkunstwerken ein silbervergoldeter Abendmahlskelch, den 1791 der Pächter von Gehren Joachim Baltz stiftete und zwei silberne Altarleuchter, geschenkt von Adelheid von Rieben, geborene von Oertzen, Gemahlin des Landrats Georg von Rieben.

Rieben war zu Zeiten Wohlfahrts Patron der Kirche Gehren und Adelheid von Rieben, geborene von Oertzen, war Wohlfahrts Schülerin, als dieser Hauslehrer auf Galenbek und past. adj. in Gehren war. Als Wohlfahrt auf dem Friedhof in Gehren beerdigt worden war – er starb am 29. März 1837 laut Auszug aus dem Begräbnis-Register der Kirchengemeinde Gehren an Altersschwäche – widmete ihm die „Landrätin von Rieben auf Galenbek“ folgende Inschrift auf dem Grabstein: „So manchem Armen brach er gern sein Brod / So manchem Kranken half er in der Noth / So manchem Trauerndem sprach Gottes Trost er ein / So möge er seelig jetzt bei Gott im Himmel sein!“

In der Burg zu Galenbeck (1277 Golenbeke, 1391 Galen becke, – aus dem altslawischen golabi = Taube) wurden am 18. 1. 1277 Verhandlungen beurkundet, nach welchen der Fürst Witzlaw von Rügen dem brandenburgischen Markgrafen das Land Schlawe und die Stadt Rügenwalde verkauft hatte. 1298 schenkte Markgraf Albrecht dem Kloster Wanzka eine Hebung von 36 Schillingen aus dem Dorfe. Ob der Ort damals schon ein Lehen der Familie von Rieben war, ist fraglich. 1391 saß Vicko Rieben zu Galenbeck und noch 1929 gehörte das Dorf der Familie von Rieben. Das Geschlecht der Rieben (Ribe, Rybe) wird schon im 13. Jahrhundert im Lauenburgischen und Ratzeburgischen genannt. Es mag mit Heinrich dem Löwen nach Mecklenburg gekommen sein und seinen Namen von seinem Schildzeichen, dem silbernen Fisch im roten Feld, erhalten haben, denn im Wendischen heißt riba Fisch. In Mecklenburg-Strelitz (Land Stargard) gewann die Familie bald bedeutenden Besitz. Außer auf dem Stammgut Galenbeck sind sie zu finden in Gehren, Schönhausen, Matzdorf, Voigtsdorf, Klockow und den zur Burg Feldberg zählenden Gütern Lindow, Eichhorst, Daberkow, Rattey, Badresch, Dewitz, Neddemin, Küssow, Trollenhagen, Liepen, Golm und Jatzke. Es war eines der reichsten Geschlechter des Landes, was auch darin zum Aus-

druck kommt, daß Galenbeck im 16. Jahrhundert von der Bede und sonstigen fürstlichen Hebungen befreit war. 1453 belagerte und zerstörte Herzog Warislaw von Pommern die Burg Galenbeck, ließ die 55 Mann starke Besatzung töten, verwüstete die ganze Umgebung, ließ 18 Dörfer in Flammen aufgehen, mußte aber von dem bestürmten Friedland unverrichteter Sache abziehen, weil Herzog Heinrich zum Ersatz heranzog. In der Folgezeit ist der Riebensche Besitz vielfach geteilt und verpfändet worden, aber noch 1670 war Galenbeck ständig im Familienbesitz.

Der Landrat Georg von Rieben (1799 bis 1877) war Patron zu Zeiten Wohlfahrts und stiftete ein Fideikommiss über Galenbek, Gehren, Wittenborn und starb ohne Erben. Der Ort Galenbek war sicher schon im Mittelalter Pfarrort. Als das Pfarrgehöft 1659 abbrannte, wurde die Pfarre nach Gehren verlegt. Seitdem gehört Galenbek dort hin als Filiale. Der Ort liegt 1 Kilometer nördlich von der Landstraße Friedland nach Pasewalk am Großen Galenbeker See auf einer in die Wiesen vorspringenden Landzunge. Die gotisch gewölbte, turmlose Feldstein-Kirche stammt aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Auf dem Kirchhof befindet sich das Erbbegräbnis der Familie von Rieben. An der Mauer sieht man auf zehn Tafeln das Riebensche Wappen und die Namen von 14 Familienangehörigen, die in den Gewölben beigesetzt sind, darunter: Landrath Georg Alexander Wolfgang von Rieben, Erbherr auf Galenbek, Gehren und Wittenborn, geboren zu Homburg v. d. Höhe am 9. 2. 1799, gestorben am 5. 1. 1877; Adelheid von Rieben, geborene von Oertzen, geboren zu Lübbertorf am 15. 10. 1800, gestorben am 8. Mai 1873. Das Herrenhaus zu Galenbek ist ein zweigeschossiger Fachwerksbau des 18. Jahrhunderts mit späterem gleichartigen Anbau. Neben dem Herrenhaus eine Granitsäule mit gußeiserner Büste Blüchers. Die Inschrift lautet: „Diesen Denkstein haben wir am 29. August 1860 in unserem 82. Lebensjahre, im 44. Unserer Regierung zu Ehren des Gebhard Lebrecht von Blücher, Fürsten von Wahlstatt, hier, wo er heute vor 100 Jahren als 17jähriger schwedischer Junker von den Bellingschen Husaren gefangen in die Königlich Preussische Armee übertrat, setzen lassen, in dankbarer Erinnerung der Grosstathen, welche dieser mecklenburgische Edelmann mit Gottes gnädigem Beistande unter dem Szpeter seines hochherzigen Königs Friedrich Wilhelm III. und erfüllt von dem Geiste seiner unvergesslichen Landsmännin und Königin, Unserer bereits 50 Jahre im Herrn ruhenden Schwester Luise, für die Befreiung des deutschen Vaterlandes vom Napoleonischen Joche vollbracht. Georg, Grossherzog von Mecklenburg-Strelitz.“ (Krüger: Die Pastoren im Lande Stargard; Krüger: Kunst- und Geschichtsdenkmäler; Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzscher Staatskalender auf das Jahr 1817.)

Von besonderem Interesse ist ein „Pass in das Ausland“, ausgestellt in Rudolstadt, am 6. August 1813, in deutscher und französischer Sprache. „Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt. Wir zur Regierung des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt verordnete Canzlar und Rätke ersuchen alle, mit Erhaltung der öffentlichen Sicherheit im Auslande beauftragten Civil- und Militärbehörden frey und ungehindert passieren zu lassen den Pfarrer Johann Martin Daniel Wohlfahrt, gebürtig von Leutenberg im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, wohnhaft zu Gehren, reisend nach Wittenberg in Familien-Angelegenheiten, und ihm nöthigen Falls Hülfe und Schutz zu gewähren. Gegenwärtiger Pass ist gültig auf einen Monat.“ Der eigenhändig von Johann Martin Daniel Wohlfahrt unterschriebene Paß enthält folgendes „Signalement“: „Alt 40 Jahr, Statur gross, Haare braun, Stirn gewöhnlich, Augenbrauen bräunlich, Augen blau, Nase stark, Mund gewöhnlich, Bart schwarz, Kinn vorstehend, Gesicht oval. Besondere Zeichen: keine. Spricht deutsch.“

Als Johann Martin Daniel Wohlfahrt Hauslehrer und Pastor in Galenbek und Gehren war, war Carl Ludwig Friedrich Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, geboren am 10. Oktober 1741, gestorben am 6. November 1816, vermählt in erster Ehe mit Friederike Caroline Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt (gestorben am 22. Mai 1782) und in zweiter Ehe mit Charlotte Wilhelmine Christiane Marie, Schwester der ersten Gemahlin, geboren am 5. November 1755, vermählt am 28. September 1784

und gestorben am 12. Dezember 1785. Ihm folgte am 6. November 1816 auf den Thron der Großherzog Georg Friedrich Carl Joseph von Mecklenburg-Strelitz.

Als Wohlfahrt „in Familienangelegenheiten“ reiste, wird er wohl bei seiner Verwandtschaft im Thüringschen, vor allem in Rudolstadt und Leutenberg, seine Braut vorgestellt haben. Er heiratete am 4. Januar 1814 Friederike Christine Auguste Bernhardine Schröder, Tochter des Hofsecretaires und Gerichtshalters im Hofmarschallamt Heinrich Adolph Friedrich Schröder, der auch Stadtgerichts-Beisitzer und Secretaire war (Staatskalender auf das Jahr 1817). Im Neustrelitzer Kirchenbuch heißt es: „1774 6. Mart. Kammers. Schroeder, Tochter Friederike Christine Auguste Bernhardine. Pathen: der Durchl. Herzog, die Durchl. Prinzessin Christine, der Durchl. Prinz Georg und die Frau Geh. Rätthin von Dewitz.“

Taufpate von Friederike Schröder war also der Herzog Adolph Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz (geboren am 5. Mai 1738, gestorben am 2. Januar 1794), seine Schwester Christiane (geboren 6. Dezember 1735, gestorben 31. August 1794) und Georg, Herzog zu Mecklenburg (geboren 16. August 1748, gestorben 6. November 1785). Sicherlich war es auf die hohe Stellung des Kammersekretärs Schröder bei Hofe zurückzuführen, daß sich die höchsten Herrschaften zur Patenschaft bereitfanden. Immerhin sind es „Dörchläuchting“ und seine Christelschwester. Es liegt bei den Familienpapieren auch ein schmales Couvert mit der Aufschrift „A Mademoiselle Friderique Schröder à Strelitz (nebst einem Carton)“. Das darin enthaltene Billet hat folgenden Wortlaut: „Prinzesschen macht sich die grosse Freude daraus, Ihnen den Brautkranz zu schicken und ich füge den Wunsch hin zu dass er bald auf Ihrem Haupte prangen möge. Meine unangenehmen Augen erlauben mir nicht, Ihnen noch mehr als Lebewohl zu sagen. Kameke.“ Wer „Prinzesschen“ war, ist schwer zu sagen. Es ist aber anzunehmen, dass es Friederike Caroline Sophie Alexandrine war, die am 29. Mai 1815 in dritter Ehe den Königlich Grossbritannischen und Hannöverschen Prinzen Ernst August, Herzog von Cumberland, ehelichte. (Fortsetzung folgt)

---

*Die Symmetrie ist um so besser, je schwerer man ihre Achse findet.*

Heinrich Tessenow



# Die Kandidatur des Rostocker Theologen Heinrich Müller für das Hauptpastorat an der Hamburger St. Katharinenkirche

Von Helge Bei der Wieden

Am Himmelfahrtstage (19. Mai) des Jahres 1664 verstarb Dr. theol. Johannes Corfinius (Korff), Hauptpastor an der St. Katharinenkirche zu Hamburg<sup>1)</sup>. Daraufhin wählte man einen Ausschuß, dem ein Ratsherr und zwei Kirchengeschworene angehörten, der die Wahl des neuen Hauptpastors vorbereiten und geeignete Kandidaten benennen sollte. Er reiste im November zunächst nach Stade und dann nach Mecklenburg und Pommern, um Erkundigungen einzuziehen und um die möglichen Bewerber sich näher anzusehen. Das Ergebnis seines Auftrages war ein Wahlaufsatz mit den Namen: Dr. Ottonis zu Stade, Dr. Heinrich Müller zu Rostock, Dr. Christian Kortholt zu Rostock, Dr. Goesmann zu Stralsund, Dr. David Klug zu Wismar, Magister Baltasar zu Stralsund, Magister Wendt zu Lübeck und Dr. Sieber zu Greifswald<sup>2)</sup>.

Aus diesen acht Kandidaten hätte nun die Wahl erfolgen sollen, doch der Senior des Geistlichen Ministeriums und Hauptpastor zu St. Petri, Dr. Johannes Müller, erhob Einspruch gegen seinen Namensvetter Dr. Heinrich Müller und erreichte schließlich, daß dessen Name von der Kandidatenliste gestrichen wurde<sup>3)</sup>.

Wer nun war Heinrich Müller, und was hatte Johannes Müller gegen ihn und seine mögliche Wahl zum Hauptpastor an St. Katharinen?

Heinrich Müller wurde 1631 in Lübeck, wohin sich seine Eltern aus Rostock geflüchtet hatten, geboren<sup>4)</sup>. Er studierte in Rostock und Greifswald und wurde 1651 zum Magister promoviert. Zwei Jahre später erhielt er das Archidiakonat an der St. Marienkirche zu Rostock. 1655 ernannte ihn der Rat der Stadt zum außerordentlichen Professor der Theologie. Es gab deshalb aber Schwierigkeiten mit der theologischen Fakultät, ebenso als Müller einige Jahre später den Grad eines Doktors der Theologie erwerben wollte. Er ging daher kurz entschlossen nach Helmstedt und erreichte dort seine Promotion. Die Rostocker Fakultät war verärgert. Lange Verhandlungen wurden erforderlich. Erst als Caspar Mauritius<sup>5)</sup> 1662 zum Hauptpastor an St. Jacobi in Hamburg berufen wurde, erhielt Müllern nicht nur dessen Pfarre an St. Marien, sondern auch dessen theologische Professur.

Heinrich Müllers eigentliche Bedeutung lag weniger in neuen wissenschaftlichen Positionen als in seiner Predigtstätigkeit. Er war ein glänzender Stilist und „entfaltet[e] . . . eine oft überwältigende Beredsamkeit“<sup>6)</sup>. „In ihm erstand ein Prediger, der die deutsche Sprache wieder mit ähnlicher Vollmacht meisterte wie einst Luther, so daß sie in seinen Händen wie ein lebendiges Instrument erklang. Dementsprechend strömte auch seine poetische Ader in leicht fließenden musikalischen Versen“<sup>7)</sup>.

Seine Andachten wurden bis ins letzte Jahrhundert nachgedruckt<sup>8)</sup>; und bis in die Gegenwart ist er mit Chorälen in Gesangbüchern vertreten.

Doch gerade eine Predigt war es, die ihm besondere Schwierigkeiten bereitete und die eine mögliche Berufung nach Hamburg zunichte machte.

Im Jahre 1663 hatte Müller unter dem Titel „Apostolische Schluß-Kette Und Krafft-Kern“<sup>9)</sup> eine Sammlung von Predigten für alle Sonntage des Kirchenjahres veröffentlicht. Hierin befand sich auch die von mancher Seite (bewußt oder unbewußt) mißverständene Predigt zum 10. Sonntag nach Trinitatis „Von dem Ursprung und Gebrauch der Gaben“<sup>10)</sup>. In ihr hatte Müller gesagt: „Auch hat die heutige Christenheit vier stumme Kirchen-Götzen / denen sie nachgeheth / den Tauffstein / Predigstuhl / Beichtstuhl / Altar / sie tröstet sich ihres äusserlichen Christenthums / daß sie getaufft

ist / Gottes Wort höret / zur Beichte gehet / das Abendmahl empfängt / aber die innere Krafft des Christenthums verleugnet sie / sie verleugnet die Krafft der Tauffe / weil sie nicht im neuen / sondern im alten Menschen wandelt / da doch die Tauffe ein Bad der Wiedergeburt und Erneuerung ist; Sie verleugnet die Krafft des göttlichen Worts / weil sie nicht wandelt als das Wort lautet / sondern widerleget das Wort Gottes mit ihrem gottlosen Leben / und machts zur Lügen; Sie verleugnet die Krafft der Absolution / weil sie unverändert bleibt in ihrem Wesen / nach wie vor / und heut als gestern / da doch das Hertz / wanns mit dem Trost göttlicher Absolution erquicket ist / nicht kan das Böse mehr lieben / und das Gute hassen; Sie verleugnet die Krafft des heiligen Abendmahls / weil sie nicht lebet in Christo / mit welchem sie vereinigt ist / sondern wandelt nach den Lüsten ihres Fleisches / und ergeusst sich in allen Sünden; Wie stimmt Christus und Belial zusammen? Diß alles ist Abgötterey; Denn Gott ist ein Geist / und wil / daß wir ihm im Geist und in der Warheit dienen. Was findest du dann bey der heutigen Christenheit anders als lauter heydnische Greul?“<sup>11)</sup>).

Bevor wir uns nun mit den Vorwürfen Johannes Müllers gegen den Rostocker Müller befassen, ist es notwendig, einiges über das Leben des Hamburgers zu sagen. Er wurde 1598 in Breslau geboren, studierte in Wittenberg und Leipzig. 1625 wurde er Pastor in Lüneburg, im nächsten Jahr Hauptpastor an der Hamburger St. Petrikirche, 1639 in Wittenberg Doktor der Theologie und 1648 Senior des Ministeriums<sup>12)</sup>.

Johannes Müller hat sein Leben lang gegen alles gekämpft, was nicht lutherischer Orthodoxie entsprach. Er geriet dabei auch in Konflikt mit seinen Hamburgischen Amtsbrüdern. Mit Johannes Corfinius von St. Katharinen stritt er sich um die Sonntagsheiligung, Kaspar Mauritius von St. Jacobi beschuldigte er calvinistischer und sykretistischer Ansichten<sup>13)</sup>. In seinen zahlreichen Druckschriften – 55 Titel nennt das Schriftenverzeichnis<sup>14)</sup> – kämpfte er gegen Calvinisten, Papisten, Jansenisten und Jesuiten, gegen Mennoniten und Juden, gegen neue Propheten, Schwärmer und Enthusiasten, gegen Schwenckfeld, Weigel, Elias Praetorius (i. e. Christian Hohburg, einen Prediger in Livland), gegen Wiedertäufer und Quäker und gegen Atheisten.

Will man diese Rundumverteidigung verstehen, wird man wohl Müllers schlesische Herkunft berücksichtigen müssen. Er kam aus einem Land, in dem die Gegenreformation besonders erfolgreich war, ohne allerdings eine völlige Rekatholisierung zu erreichen. Und auch der evangelische Anteil war keineswegs orthodox lutherisch, sondern von mancherlei spiritualistischen Strömungen untermischt. Gerade die Anhänger Schwenckfelds – was immer damals darunter zu verstehen sein mag – spielten eine nicht unerhebliche Rolle<sup>15)</sup>. So aggressiv Müller auch formulierte, er war im Grunde ein ängstliches Gemüt, das seinen Glauben von allen Seiten bedroht sah. Katholiken, Calvinisten und Quäker versuchten, in Hamburg Fuß zu fassen, und mußten abgewehrt werden. Altona, jenseits der hamburgischen Grenzen, aber unmittelbar vor den Toren der Stadt, muß für ihn ständig Ärgernis und Sorge zugleich gewesen sein, denn hier lebten schon seit mehreren Jahrzehnten die Angehörigen verschiedener Konfessionen nebeneinander.

Berücksichtigt man all dies, so wird verständlich, daß Johannes Müller die Predigt zum 10. Sonntag nach Trinitatis gar nicht genau und in Ruhe gelesen hat, sondern ein Abweichen von der rechten Lehre suchte und dann auch meinte, Spiritualistisches gefunden zu haben. Sicher mag es allgemein schockiert haben, daß Heinrich Müller, Taufstein, Kanzel, Beichtstuhl und Altar Kirchengötzen genannt hatte, aber er wollte seine Gemeinde und die Leser seiner Predigten aufrütteln. Sie sollten das Wesen des Christenthums nicht in toten Gegenständen und ihrer mechanistischen Verwendung sehen, sondern begreifen, daß es um die geistige Erneuerung jedes einzelnen ging. Der Rostocker dachte gar nicht daran, Kulthandlungen zu ändern oder abzuschaffen. Der Hamburger Senior aber muß ihn so verstanden haben, denn er setzte im Ministerium durch, daß Heinrich Müller von der Liste der Kandidaten für das Hauptpastorat an St. Katharinen gestrichen wurde. Dieser vertrete in seinen Schriften Ansichten

Schwenckfelds, Elias Praetorius' und anderer Schwärmer<sup>16)</sup>. Auch den Vorwurf des Quäkertums scheint er erhoben zu haben<sup>17)</sup>. Das mag gerade in der öffentlichen Diskussion der ganzen Angelegenheit von Bedeutung gewesen sein, weil die Namen Schwenckfeld und Praetorius den Laien kaum viel gesagt haben werden, aber „zu der zeit der Quaker nam aller orten bekant worden / so zumal beym rohen haufen und wilden pöfen / der alles glaubt / und nicht fragt / obs war / oder nicht / sehr verdächtigt und verhaft ware“<sup>18)</sup>. Dazu kam, daß das erste Auftreten der Quäker in Hamburg nur wenige Jahre zurücklag<sup>19)</sup> und die Aufregung um ihr Erscheinen und ihre Ausweisung wohl noch in der allgemeinen Erinnerung haften.

Trotz dieser Vorwürfe scheint man sich in Hamburg nicht so ohne weiteres Johannes Müller gebeugt zu haben, denn unter den Seltsamkeiten dieser Wahl vermerkte er im Protokoll des Ministeriums, daß sich 150 Bürger zusammengetan hätten mit der Forderung, Heinrich Müller auf die Wahlliste zu setzen<sup>20)</sup>. Doch sie konnten nichts mehr ändern, der Senior hatte sich durchgesetzt. Am 19. Februar 1665 wurde der Wismarer Superintendent Dr. David Klug<sup>21)</sup> zum Hauptpastor an St. Katharinen gewählt und am 15. Juni in sein Amt eingeführt<sup>22)</sup>.

Heinrich Müller aber hat sich durch die Vorwürfe aus Hamburg wenig beeindrucken lassen. Die Predigt zum 10. Sonntag nach Trinitatis blieb in der Sammlung und wurde mit ihr mehrfach neu gedruckt<sup>23)</sup>. Noch im Jahr 1665 veröffentlichte er in seinen „Geistlichen Erquickstunden“<sup>24)</sup> eine Andacht „Von der Abgötterey der Maul-Christen. Gottesdienst / Götzendienst“<sup>25)</sup>, in der er sich voll zu seiner Predigt bekannte. Dennoch scheint der Vorwurf für ihn nicht ganz gefahrlos gewesen zu sein, denn er wandte sich an eine Reihe von Theologen<sup>26)</sup> mit der Bitte, seine Ansichten zu beurteilen. Sie fanden nichts an ihnen auszusetzen. Müller hat diese Briefe als Anhang seinen „Erquickstunden“ beigegeben. Daß ihm die Angelegenheit in Rostock nicht geschadet hat, zeigt seine Berufung zum Superintendenten im Jahre 1671.

Die vier stummen Kirchengötzen haben aber nachgewirkt. Kein geringerer als Philipp Jakob Spener hat sie zitiert und sich auch später noch auf Müller berufen<sup>27)</sup>. Die Briefe, die beide miteinander wechselten, scheinen jedoch verloren zu sein<sup>28)</sup>. Der Briefwechsel wird nur kurze Zeit gewährt haben, denn schon 1675 starb Heinrich Müller im Alter von 44 Jahren.

#### ANMERKUNGEN

- 1) Staatsarchiv Hamburg: St. Katharinenkirche A XII a 4, S. 269.
- 2) Ebd., S. 269—272. — Wahlaufsatz im Staatsarchiv Hamburg: Senat Cl. VII Lit. Hc Nr. 1 Vol. 10, Aufsätze zu Predigerwahlen an den Hamburgischen Kirchen 1664—1787, 1664.
- 3) S. Anm. 2 (Wahlaufsatz); Staatsarchiv Hamburg: Ministerium II 2, Protokoll des Seniors Müller 1648—1671, S. 286.
- 4) Zu Biographie und Würdigung: Otto Krabbe: Heinrich Müller und seine Zeit, Rostock 1866; Hermann Beck: Heinrich Müller, in: Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Aufl., Bd. XIII, Leipzig 1903, S. 521—523; Karl Schmaltz: Kirchengeschichte Mecklenburgs, Bd. III, Berlin 1952, S. 24—31; Gustav Willgeroth: Die Mecklenburg-Schwerinschen Pfarren seit dem Dreißigjährigen Kriege. Mit Anmerkungen über die früheren Pastoren seit der Reformation, Bd. III, Wismar 1925, S. 1417; W[olfgang] Gaetgens: Schicksale der Lutherischen Kirche Rostocks vom 16.—19. Jahrhundert, in: Das Evangelische Rostock 1531—1931. Festschrift zum Rostocker 400jährigen Reformationsjubiläum, Rostock [1931], S. 65 f.
- 5) Vgl. Willgeroth, III, 1416.
- 6) Beck, S. 522.
- 7) Schmaltz, III, 25.
- 8) Ebd., III, 26.
- 9) Benutzt wurde die Ausgabe Heinrich Müller: Apostolische Schluß-Kette Und Krafft-Kern, 2. Ausg., Frankfurt/Main 1671.
- 10) Ebd., S. 268—274.

- 11) Ebd., S. 271.
- 12) Hans Schröder: Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. Fortgesetzt von C. R. W. Klose, Bd. V, Hamburg 1870, S. 417—419 (Nr. 2724); Krabbe, S. 228 f. Anm.
- 13) Krabbe, S. 228 f.
- 14) Schröder, S. 419—425.
- 15) Will-Erich Peuckert: Das Rosenkreutz. Mit einer Einleitung hg. v. Rolf Christian Zimmermann, = Pansophie, Teil III, 2. Aufl., Berlin 1973, S. 220.
- 16) Staatsarchiv Hamburg: Ministerium II 2 (s. Anm. 3).
- 17) Gerhard Croese: Historia Quakeriana, 2. Ausg., Amsterdam 1696, S. 541 (deutsche Ausgabe: ders.: Quaker-Historie, Berlin 1696, S. 718).
- 18) Ebd. — Nur völlige Unkenntnis konnte Heinrich Müller in die Nähe des Quäkertums rücken. Er selbst hat sich etwa in der Frage des Predigtamtes eindeutig dagegen ausgesprochen: „Lucas war ein Artzt / und dennoch von Christo zum Apostel-Ambt beruffen / draus folgt nicht / was der heutige Quackgeist zu behaupten gedenckt / daß einem jeden Läyen / er sey Schuster / Schneider / oder wer er wolle / vergönnt sey / das öffentliche Lehr-Ambt in der Kirchen zu führen.“ (Heinrich Müller: Apostolische Schluß-Kette, S. 644 — Predigt zu Christi Himmelfahrt.)
- 19) Hierüber ist an anderer Stelle zu handeln.
- 20) S. Anm. 16.
- 21) Willgeroth, III, 1132.
- 22) S. Anm. 1.
- 23) Krabbe, S. 220 Anm. (Verzeichnis der Drucke).
- 24) Benutzt wurde die Ausgabe: Heinrich Müller: Erquick-Stunden oder Dreyhundert Hauß- und Tisch-Andachten, Hamburg 1686. — Verzeichnis der Drucke bei Krabbe, S. 231 Anm.
- 25) S. Anm. 24, S. 277—281.
- 26) Dr. Balthasar Cellarius, Professor der Theologie an der Universität Helmstedt und braunschweigischer General-Superintendent; Dr. Abraham Battus, Professor der Theologie an der Universität Greifswald und General-Superintendent in Vorpommern; Dr. Hermann Schuckmann, güstrowischer Oberhofprediger und Kirchenrat; Dr. August Varenius, Professor der Theologie an der Universität Rostock und mecklenburgischer Konsistorialrat; Dr. Meno Hanneken, Superintendent zu Lübeck und Dr. Bernhard Goßmann, Superintendent zu Stralsund.
- 27) Schmaltz, III, 31.
- 28) Dietrich Blaufuß: Spener-Arbeiten. Quellenstudien und Untersuchungen zu Philipp Jacob Spener und zur frühen Wirkung des lutherischen Pietismus, = Europäische Hochschulschriften Reihe XXIII, Bd. 46, Bern / Frankfurt/Main 1975, S. 88.

---

*Wer viel bekennen darf, ist sehr begnadet.*

Heinrich Tessenow

Dr. Gerhard Böhm er :

(*Monumenta mecklenburgica*)

*Kleine Raritäten aus einem Archivschrank*

## Walther Gothan, der Botaniker „unter Tage“ . . .

Zu den Wertobjekten besonderer Art in meiner Sammlung gehören zwei kleine Schriften, die 1954 kurz nacheinander erschienen sind und die beide das Lebenswerk des Woldegker Universitätsprofessors und Paläontographen Walther Gothan würdigen. Leider sind sie zu spät in mein Archiv gekommen; sie hätten unbedingt inhaltlich in meinem Buche „Mecklenburger in NRW“ Aufnahme finden müssen. Die eine recht ausführliche Schrift erschien am 26. August 1954 zu seinem 75. Geburtstage; die andere ist bereits ein Nekrolog zu seinem Tode, der am 30. Dezember desselben Jahres . . also kaum vier Monate später . . erfolgt ist. Beide Berichte haben nun hier in meiner Registratur eine dokumentarische Bedeutung bekommen, da sie nicht nur mit größter Sorgfalt in das Leben dieses ungewöhnlichen Gelehrten hineinblenden, sondern auch mit einem Werkverzeichnis zu weiteren Forschungen anregen werden. —

Walther Gothan wurde am 26. August 1879 zu Woldegk in Mecklenburg als Sohn eines Töpfermeisters geboren. Er hat während seiner vielseitigen Ausbildung stets mit finanziellen Sorgen zu kämpfen gehabt. Schon seine Dissertation über die Anatomie lebender und fossiler Koniferenhölzer hat ihn international bekannt gemacht. Seit 1913 widmete er sich der Paläobotanik, jener Wissenschaft, die sich mit der Pflanzenwelt zurückliegender Jahrmillionen beschäftigt, in denen unsere Kohlenlager entstanden sind. Diese seine Forschungen haben ihn so recht zu einem ‚Botaniker unter Tage‘ gemacht; seine Studien mußten sozusagen ‚vor Ort‘ durchgeführt werden . . und nach einem halben Jahrhundert gab es in ganz Europa kaum noch ein Kohlenbergwerk, in das Walther Gothan nicht mehrfach studiiis causa eingefahren ist. Die heutige Paläobotanik ist gewissermaßen sein persönliches Werk.

Professor T. G. Halle in Stockholm hat zu Walther Gothans 70. Geburtstage eine Zusammenstellung seiner bis dahin veröffentlichten Arbeiten gebracht, die zum 75. Geburtstag von Dr. Ulrich Horst abschließend ergänzt wurde. Und dieses umfangreiche Werkverzeichnis wird noch späteren Forschern . . Geologen, Botanikern und Bergleuten . . einmal gute Dienste leisten. Es sind aber auch viele populär-wissenschaftliche Arbeiten darunter, die zum Teil bei unfreiwilligen Aufenthalten auf Bahnhöfen etc. entstanden sind, und die er humorvoll als ‚Wartesaalartikel‘ bezeichnet hat. —

Das kennzeichnet auch zugleich den Menschen Walther Gothan, der seinen geologisch-botanischen Bemühungen sogar eigene humoristische und satirische Gedichte gewidmet hat, von denen einige Titel in der Geburtstagsfestschrift genannt werden und von denen 1951 eine Auswahl veröffentlicht wurde. — Seine Entspannung fand Walther Gothan oft und gern in seiner musikalischen Betätigung auf der Flöte, der Geige und der Bratsche; Hausmusik liebte er sehr. Auch seine sprachlichen Kenntnisse wären hier zu erwähnen. Ob es sich um sein heimatliches Platt handelte, das er im Alter noch genau so gut und genau so gerne gesprochen hat wie in Kindertagen . . . oder um einige Weltsprachen, in denen er sich verständigen konnte und zu schreiben verstand . . . oder um seine deutsche Muttersprache, immer verstand er es, seine persönlichen Erlebnisse und seine wissenschaftlichen Gedanken meisterhaft wiederzugeben. —

Über vierzig Jahre ist Walther Gothan als Hochschullehrer tätig gewesen. Das begann mit einem Lehrauftrag 1913 an der Bergbauabteilung der Technischen Hochschule zu Berlin. Schon in den zwanziger Jahren war er wissenschaftlich so bekannt, daß seine Studenten und Doktoranden aus der ganzen Welt zu ihm nach Berlin kamen. Und viele wertvolle Auszeichnungen und Mitgliedschaften bei Akademien sind ihm zuteil geworden. Auch für meine bescheidenen Bemühungen ist es eine große Freude, seiner in Hochachtung zu gedenken! — —

Wie ist die Welt doch wunderbar!  
Da ist der Himmel sternenklar!  
Da sind die Bäume, hochgebor'n  
aus einem einz'gen Samenkorn!  
Da wächst — ein Wunder nicht geringer —  
der Nagel nach an meinem Finger!  
Der Wurm im alten Kirchstühl —  
hat er vom Leben auch Gefühl?  
Das Leben! — wo man es auch erkennt,  
es lebt, wie ihm von Gott bestimmt.  
Und Du, Geschöpf, voll Lebenslust:  
es kommt, daß Du auch sterben mußt.

K a r l N a h m m a c h e r seiner Gönnerin Annalise Wagner  
13. November 1948

Helmut de Voss

„Ick seggen de Landwirtschaft . . .“

Landwirtschaftliches in Reuters Schriften

Festansprache anläßlich der Verleihung des Ehrenbriefes  
der Fritz-Reuter-Gesellschaft e. V.

am 17. November 1975 in Lübeck

Herr Präsident! — Verehrte Freunde und Mitglieder der Fritz-Reuter-Gesellschaft! —  
Meine Damen und Herren!

So reichlich auch in Kriegszeiten die Auszeichnungen gesät wurden, im Frieden wurde doch wesentlich sparsamer damit gewirtschaftet. Zwar hört man, daß das Bundesverdienstkreuz gleich einem ergiebigen Land- und Dauerregen aus den olympischen Wolken des Hohen Bundespräsidialamtes gleichmäßig auf die Niederungen herabfällt, aber sonst ist es doch seit 30 Jahren stiller geworden um dergleichen Ehrungen.

Daß mir die Ehre zuteil wurde, binnen der letzten 10 Jahre zweimal ausgezeichnet zu werden, ist schön. Daß es beide Male unter der ausdrücklichen Verweisung auf Bemühungen um und für Fritz Reuter geschah, das legt mir für weitere Jahre meines Lebens eine große Pflicht auf, — die Pflicht nämlich, der niederdeutschen Sprache in Redlichkeit und auf meine Weise zu dienen, — so wie jener große, weit ausstrahlende Mann dieser Sprache diente und mit seiner Leistung Wege geebnet hat, die sauber zu halten, nicht verkrauten zu lassen, unsere Pflicht ist.

Als Reuter schon die meisten seiner Werke geschrieben hatte, als er die „Stromtid“, den Höhepunkt seines Schaffens, schon nahezu im Griff hatte, da schrieb er in einer Stunde scheinbarer Resignation, im Dezember 1862, an seinen Brieffreund Dr. Dörr:

„Die plattdeutsche Sprache wird begraben werden; auch hier bei uns geht sie ihrem letzten Stündlein entgegen. Aber wenns denn sein soll, so soll sie mit vollem Gesang und unter Glockenklang zur Grube bestattet werden, und die nachfolgenden Geschlechter mögen dereinst an ihrem Grabhügel beten und Reue fühlen, daß sie ein einfaches, treuerziges Kind nicht zu rechter Zeit in seiner Biederkeit und Reinheit begriffen . . .“

1862, — zu einer Zeit, in der weit und breit die niederdeutsche Sprache noch Umgangssprache war, — erstaunte sicherlich eine solche Äußerung und Meinung. Es wird ja nicht bei der einmaligen schriftlichen Äußerung geblieben sein, vielmehr wird Reuter, dieser redefreudige, redegewandte Mann, seine Sorgen auch mündlich geäußert haben. — Hundert Jahre später erkennen wir, wie berechtigt solche Sorgen waren. — Wir erkennen aber auch etwas anderes: viele redliche Bemühungen bei den Massenmedien, bei Buchverlagen, beim Theater, an Hochschulen, diese schöne niederdeutsche Sprache lebendig und fruchtbar zu erhalten. Es ist längst noch nicht aller plattdeutschen Tage Abend. Viele Menschen sind bemüht um diese Sprache. — Ist aber der eine oder andere um dieser Sprache willen geehrt (wie das heute geschieht), so kann die Ehrung nur zugleich ermunternder Schulterschlag sein, nicht nachzulassen in der Arbeit.

Indem ich der Fritz-Reuter-Gesellschaft meinen aufrichtigen Dank sage für die Ehre, bemerke ich, daß ich den Schulterschlag sehr deutlich verspürt habe.

Als begrenzten Festvortrag habe ich ein Thema gewählt, das bei meinem Verhältnis zu Reuter nicht fern liegen kann, einen Vortrag, der sich mit landwirtschaftlichen Dingen in Reuters Schriften befaßt. Der Präsident der Reuter-Gesellschaft hat in seiner

dankenswerten Laudatio schon ausgedrückt, daß ich aus der innigsten und ursprünglichsten mecklenburgischen Landwirtschaft stamme. Überhaupt lassen sich Parallelen zwischen Reuters und meinem Leben aufzeigen, wobei ich mich aber beeile, den weiten Abstand zwischen der Begnadung des Großen und der Bemühtheit des in seinem Namen Geehrten ausdrücklich zu vermerken. — Beide wurden wir in einem landwirtschaftlichen Großbetrieb geboren, — beide versuchten wir uns beruflich in landwirtschaftlicher Großbetriebsverwaltung, und beide landeten wir sehr zufrieden, — dennoch dankbar zurückblickend —, bei den Büchern. (Und was schließlich 7 Jahre Festungszeit betrifft, so haben auch 6 Jahre Infanteriekrieg ihre Last gehabt.) — Nun werden Sie sagen: „Pedd Di man nich up'n Slipps! Schriew Du mal irst eins sonne Bäuker!“ Dagegen aber bin ich gewappnet! — Reuter war und ist mein Kollege, — sowohl als Gutswirtschaftler als auch als Verleger. — Sicher wissen Sie, daß er Jahre hindurch seine eigener Verleger war, daß er mit Druckereien verhandelte, Einbandgestaltung prüfte, Rechnungen schrieb, Pakete packte, Remittenden zurückbuchte und ein unerhört tüchtiger Werbechef für seine eigene Geistes- und Verlagsproduktion war. Dann allerdings wurde ihm die Arbeit zu viel, und er wurde für den damals schon bedeutenden wismarschen Verleger Detlef Hinstorff ein sehr interessanter Verlagsautor. — Und wenn ick okk kein dicke Bäuker schräben heww, — all den annern Kram heww ick ook utliiht, kann'ck Sei seggen. — Im übrigen beziehe ich bei meinen kühnen Behauptungen Stellung hinter dem allseits bekannten Dr. Eugen Roth, dem liebenswürdig-philosophischen Dichter der Verse vom „Menschen“ und von den „Frauen in der Weltgeschichte“. Er schrieb auch Verse über das Buchgewerbe, wo man denn zu Reuters Ehre (und meiner Rechtfertigung) lesen kann

Leicht ist es heut, ein Buch zu schreiben;

Schwer, gegen bar es zu vertreiben.

Hier, wo 's ums Letzte geht: ums Kaufen,

Sehn wir die Bücher f r o n t verlaufen!

Hier wird entschieden Sieg und Schlappe —

Und alles andre ist — E t a p p e !

Ich sagte, Reuter sei in einem landwirtschaftlichen Großbetrieb geboren. Diese Tatsache ist eigentlich immer etwas im Hintergrund der Betrachtung geblieben, weil der Vater in der Literaturgeschichte eben mehr der Bürgermeister, der Stadtrichter, der zweite Mann nach dem großherzoglichen Amtshauptmann war. Solche Aushängeschilder strahlen natürlich leuchtender, als der Betrieb einer Art „Nebenerwerbssiedlung“. — Davon konnte aber bei dem betriebswirtschaftlich eminent tüchtigen Bürgermeister überhaupt nicht die Rede sein. — Ist es schon bemerkenswert, daß er nach und nach in der ärmlichen Biedermeierzeit insgesamt 52 ha Feldmark erwarb, so verdient der Zug nach moderner, hochintensiver Wirtschaftsform Beachtung. Ich weiß nicht, ob es damals schon das Wort von dem dummsten Bauern und seinen größten Kartoffeln gab. Sicher kann ich sagen, daß Vater Reuter solche Sentenzen als albern und vollkommen abwegig bewertet hätte. — Was landwirtschaftliche Großbetriebe der Ritterschaft in den wirtschaftlich sehr kritischen Jahren nach der Franzosenzeit nicht einmal andeutungsweise diskutierten, das praktizierte dieser Volljurist und Nebenbei-Landwirt zu seinen eigenen und seiner Bürger Nutzen. Indem er in der Zeit erbärmlicher Getreidepreise dem Betrieb eine Brauerei anschloß, Stallfütterung für 60 Haupt Rindvieh einführte und sogenannte „Handelsgewächse“ anbaute und verarbeitete („veredelte“, würde man heute sagen), gab er von 1200 Stavenhager Bürgern zeitweilig 120 Menschen Arbeit und Lohn. — Er baute an, was kein Mecklenburger für lohnend hielt, die Gewürze Kümmel, Anis und Koriander. Er zog Krapp, ein Labkrautgewächs zur Gewinnung roter Tuchfarbe, dazu die Kreuzblütlerpflanze Waid für Indigofarbe und das Resedagewächs Wau für gelbe Farbe. (All das ist inzwischen durch die Produktion der Chemie überholt, war damals aber von großer Bedeutung.) — Ein tüchtiger Landwirt in der Tat, und es liegt auf der Hand, daß bei so intensiver Wirtschaftsführung der heranwachsende Sohn Fritz weit weniger von juristischen als von ökonomischen Einflüssen geprägt wurde.

Sehr früh — mit 13 Jahren nämlich — macht er sich also schon daran, aufzuschreiben, was ihm auf einer Reise nach Braunschweig landwirtschaftlich auffällt. An seinen Patenonkel, den Amtshauptmann Weber, schreibt er mit gesetztem, fast altklugem Ausdruck einen Brief, — einen Reisebericht, der uns unter dem Titel „Kurze Beschreibung meiner Reise durch großer und kleiner Herren Länder“ aus dem Jahre 1823 erhalten ist. — Wer sich an die lustig einherwirbelnden, purzelnden Reisebriefe des jungen Mozart erinnert und sie mit diesem Bericht Reuters vergleicht, der kann ohne nähere Kenntnis nie erwarten, daß hier ein später so berühmter Humorist schrieb:

. . . Von Danneberg ging es durch einen Teil der Lüneburger Heide nach Ülzen. Diese Heide ist hüglig, hat einen schwarzen, grandigen Boden und ist, wenn man nicht daselbst Plaggen gehauen hat, ganz mit Heidekraut bewachsen. Die Plaggen sind Heiderasen, die man mittelst eines breiten, auf drei Seiten scharfen Eisens haut. Diese werden mit einem Drittel Dung vermengt, in eine Grube getreten, wo sie sich entzündet; und dann werden sie statt Dung benutzt. . . . Wir hatten beständig Chaussee und sahen ungeheuer viele Herden Heidschnucken. Die Heidschnucken sind kleiner als unsere Schafe, haben einen kurzen Schwanz, Hörner, und ihre Wolle ähnelt den Ziegenhaaren, woher das Pfund auch nur 2 Groschen preußisch kurant gilt . . .

Dies ist wohl die erste schriftliche Äußerung Reuters zu landwirtschaftlichen Dingen.

Sie wissen nun sicher alle aus dem Lebensbild, daß Reuter nach den Festungsjahren, nach einem erneuten Versuch, zu studieren, praktischer Landwirt wurde. Vier Jahre war er auf dem Gräfl. Hahn'schen Gut Demzin als Volontär und Wirtschafter tätig, ging dann zum Schwager des Demziner Pächters, zu Fritz Peters nach Thalberg, wo er weitere fünf Jahre als Landwirt wirkte. — Wir wollen diese berufliche Aktivität nach 130 Jahren lieber nicht genauer unter die Lupe nehmen. Es lag am liebenswürdigen Wesen des „Stroms“ einerseits, andererseits an der nachsichtigen Freundlichkeit seiner Vorgesetzten, schließlich an der brüderlich festen Freundschaft zwischen ihm und Fritz Peters, daß die große ökonomische Begabung des Vaters — sage ich es mal rücksichtsvoll — nicht recht zum Durchbruch kam. Bräsig hätte wohl manches Mal Anlaß gehabt, die Brauen sehr hoch zu ziehen und allerlei Gedanken „über einen gewissen Windhund“ von sich zu geben. Es gibt da Briefe, die in dieser Hinsicht manches erhellen, — wir kommen noch darauf.

Ein sehr ernstes Zeugnis über den Landwirt Fritz Reuter hat er über sich selbst geschrieben. — Das Zeugnis halte ich insofern für gewichtig, als Reuter sich zu einer Zeit als Landwirt anbot, in der ihm schriftstellerischer, dichterischer Stoff nur so aus der Feder floß. — Da suchte der sogenannte „Patriotische Verein“ zu Wismar, — (ein Verein, in dem sich Landwirte zum Erfahrungsaustausch zusammenschlossen), — einen Redakteur für eine neu zu gründende landwirtschaftliche Zeitschrift. Der Vorsitzende Paul Lembke, Besitzer v. Luttersdorf b. Wismar, erhielt daraufhin im Oktober 1860 vom damals schon bekannten Dichter Reuter einen sehr ernst gemeinten Bewerbungsbrief, in dem man lesen konnte (Zitat im Auszug):

. . . Ich bin in einer Wirtschaft groß geworden, die von dem damals herrschenden einförmigen Schlendrian wesentlich abwich. Mein Vater, der verstorbene Bürgermeister Reuter zu Stavenhagen, hat sein ganzes Leben daran gesetzt, den Futter- und Handelsgemüsebau, die Stallfütterung und gewisse technische, mit der Landwirtschaft in Verbindung stehende Gewerbe in Mecklenburg einzuführen. Er war der erste, der den Kümmel- und Runkelrübenbau in größerem Maßstabe einführte, der auf einem verhältnismäßig kleinen Areal, bei höchst ungünstiger Lage der Ländereien eine totale Stallfütterung mit 60 Haupt Rindvieh jahrelang durchführte; der eine Krappmühle erbaute und die erste bayrische Bierbrauerei anlegen ließ. Bei seinem großen Eifer für die Sache konnte es nicht ausbleiben, daß er seine Neigungen für den landwirtschaftlichen Beruf auf mich übertrug . . . Ich suchte mich durch das Studium von Thaer,

Koppe, Block und anderer damals anerkannten landwirtschaftlichen Größen auf die später folgende Praxis vorzubereiten. In diese trat ich in meinem dreißigsten Lebensjahr und bin 10 Jahre lang praktischer Ökonom geblieben, während welcher Zeit ich die mir gebotene günstige Gelegenheit benutzte, um mich mit den in die Landwirtschaft einschlagenden Wissenschaften Physik und Chemie vertraut zu machen . . .

Wenn Sie, geehrtester Herr, nur gütigst in Betracht ziehen wollen, daß ich meine etwaigen schriftstellerischen Erfolge hauptsächlich der genauen Kenntnis von Land und Leuten verdanke und daß diese Erfolge eine gesunde Beobachtungsgabe und eine gewisse plastische Gestaltungskraft voraussetzen lassen, so werden Sie freundlichst zugeben, daß diese Eigenschaften, wenn sich mit denselben ein einfacher, klarer und anregender Stil verbindet, der Redaktion einer landwirtschaftlichen Zeitschrift nur förderlich sein können . . .

Man kann diesen Versuch (aus dem übrigens nichts wurde, wie überhaupt aus der ganzen Zeitschrift nicht), man kann ihn mit dem mecklenburgischen Schnack abtun: Wenn de ollen Kutschers nich mihr führen können, denn mägen s' doch noch girn eins mit de Pietsch klappen! Ich meine aber — und greife dabei ganz klar auf die eigenen Empfindungen zurück —, daß es Reuter ein Anliegen war, wieder in Kategorien und Wirkensbereichen zu denken, in denen er zu leben begonnen hatte, in denen er sich stets warm aufgehoben fühlte. — Daß aus der Zeitschrift, aus der Bewerbung nichts wurde, können wir bei Betrachtung der reuterschen Dichtung *nach* dem Zeitpunkt der Bewerbung nur begrüßen.

Ich hatte vorhin erwähnt, daß Reuter zwischen 1845 und 1850 bei Fritz Peters auf Thalberg in der landwirtschaftlichen Verwaltung tätig war. — Zwischen dem 9 Jahre jüngeren Peters und seiner Familie, andererseits Fritz Reuter (und später seiner Frau Luise) entwickelte sich eine so feste und lebenslange Freundschaft, wie sie nicht schöner gedacht werden kann. Wir dürfen richtig vermuten, daß Reuter im innersten Herzen die dankbarsten Gefühle gegenüber der Familie trug, die immer wieder Verständnis für seine krankhaften Anfälle aufbrachte, ihn wohl nie hart merken ließ, was ihm so peinlich sein mußte. Wiederholt hat Reuter Fritz Peters in Briefen „den König der Phäaken“ genannt. Das klingt geistreich und scherzhaft zugleich, gewinnt aber Bedeutung, vertieft man sich einmal wieder in den 5. und 6. Gesang der Odyssee des Homer. Als Odysseus alles verloren hatte und am Ende seiner physischen Kräfte war, da fand er gastliche Aufnahme beim Phäakenkönig Alkinoos. Von da an geht sein Weg nach den Irrfahrten stetig wieder aufwärts und nach Ithaka. In etwa läßt sich das über den Weg ab Thalberg für Reuter ja auch sagen. — Fritz Peters hat übrigens gelegentlich in seiner immer etwas zurückhaltenden Art geschrieben, Fritz Reuter habe „es als Landwirt zu einer achtenswerten Brauchbarkeit gebracht.“ — Achtenswert genug, daß der Chef-Freund, der freundliche Chef seinen Wirtschaftler gelegentlich die Wirtschaftsführung überließ und mit seiner Frau verreiste. Reuter war angehalten, Berichte über den Fortgang der Wirtschaft an die Freunde zu schreiben, und diese Briefe, so lebenswürdig sie sind, zeigen doch recht deutlich, daß den Schreiber beim verantwortlichen Amte der allertiefste Ernst nicht drückte. Zwar sind sie sachlich einwandfrei, sie sind aber fast stets stilistisch gewissermaßen ‚aufgemöbelt‘. Fast meint man, der freundliche Wirtschaftler habe das Gefühl, seinem Arbeitgeber in dessen schwerer Sorge guten Mut zuzusprechen. Bei diesen Briefen — ich kann mir nicht helfen — ‚triddelfitz‘ es aus allen Ecken heraus. Dafür einige Beispiele:

5. Oktober 1847

Gegeist zu haben wünsche ich Dir! Obgleich Festung ringsumher . . . von Masern belagert wird, hält die Besatzung sich tapfer. Simson, Schoenermark & Comp. verteidigen die untere Etage, indem Simson die Außenwerke und detachierten Forts und Schoenermark die Hauptfeste innehat. Ich kommandiere die Zitadelle oben zum Schutz der bedrängten Jungfrauen . . . Du siehst aus

dieser Schilderung, daß noch alles wohl ist, und Du also mit den Deinen ungestört die Schönheiten Berlins genießen kannst.

Aber — Kartoffelaufnahmen — nein! Hilgendorf hat alle Tetzleber in Arbeit, und die Treptusen haben entschieden die freundlichen Anerbietungen Schoenermarks ausgeschlagen . . . Mein Busenfreund Heinrich der 87. sagt mir heute, daß er heute am Nachmittag das Heu einfahren läßt und die Rüben beiseite zu bringen hofft. Morgen will er den Roggen säen; Der Weizen in der Brache ist besorgt . . .

### 13. August 1857 (Vertretung also auch in späterer Zeit)

Also zuerst die Wirtschaft! Morgen zu Mittag hoffen wir . . . mit der Ernte in toto fertig zu werden, heute Abend bis auf die Ahnwende mit dem Unterhaken des Duges im Brachschlag; der Hafer steht in Hocken, die sich drang und recht breitspurig ausnehmen, und mag bei diesem Wetter am Sonnabend schon zum Einfahren gut sein. Der obere Teich ist gut verbuscht und verpahlt, und habe ich bis auf mehrere kleine Schleie und Barsche und einen Karpfen auch bei mehrfachem Nachsehen keine Verluste weiter gesehen . . . Leider ist gestern etwas an der Dreschmaschine gesprungen, ich glaube ein Stab im Drilling. Clemens wird das Nähere berichten; er hat sogleich das Handdreschen angeordnet . . . Mit unserer fixbeinigen Mamsell sind wir in Meinungsdivergenzen geraten, die endlich durch gegenseitigen Vergleich dahin geschlichtet sind, daß sie bis zum Sonntag hier bleibt und dann ad patres oder meinetwegen sonstwo hinzieht . . . Die Rollen in der Wirtschaft sind gut verteilt. Ein jeder repräsentiert in dem großen Uhrwerk des Thalberger Hoflebens etwas. — Clemens ist die große Welle, um die sich alles dreht. Mit der ganzen Wucht seiner gegenwärtigen Stellung wälzt er sich herum von Scheunentür zu Scheunentür; um die Reibung seines dermaligen Gewichtes zu vermindern, hat er seine Zapfen in gefettetes Leder eingelassen, die der Techniker Kanonen zu nennen pflegt; Prosch ist unsere Unruh, er ist die laufende Spindel des Gewerks. — Ich repräsentiere das Element der Trägheit, das Gewicht. Ich falle des Morgens aus der grauen Stube in die Vorstube und von da in die Laube, dann wieder rückwärts und gehe eigentlich immer so lange, bis ich wieder aufgezogen werde, was fünfmal des Tages geschieht und immer zu spät . . .

### 16. August 1857

. . . Der Hafer ist hinein, 20 Fuder kleine Mahd, aber gut! Die Queckenstellen im Rappland sind gehackt; ob ganz, kann ich nicht ersehen, da Dr. Prosch gen Wackerow, Clemens gen Bethlehem und ich gestern wegen dicker Halsverschwörung nicht ins Feld gekommen bin. Sieben Mann dreschen Roggen, zwei, glaube ich, Weizen, ein Gespann liegt im Torf . . .

Im selben Brief mußte Reuter dem Freund Unangenehmes über einen aufsässigen Knecht mitteilen, eine Angelegenheit, mit der sich sogar die Polizei befassen mußte, bei der Fritz Reuter notgedrungen in ein Handgemenge mit dem Betrunkenen kam. Immerhin eine Sensation. Wie mildert der Freund diese Sensation nun ab, wie spielt er sie von vornherein herunter?

Sonst ist alles hier in Fried und Ruhe, aber diesmal kommt das dicke Ende nach. Gestern, äwer verfiere n S' sick nich, min leiw Herr Peiters, Thalberg ist nicht abgebrannt; Mutting ist nicht aus dem Kirschbaum gefallen, Clemens hat sich nicht das Gnick abgeschossen; ich bin nicht ohnmächtig geworden, und keins der Mädchen ist, so viel ich weiß, plötzlich in die Wochen gekommen, aber dennoch ist uns gestern etwas Unangenehmes passiert . . .

Noch ein letztes Beispiel lassen Sie mich aus den Briefen an den Freund zitieren. Sehr mecklenburgisch — sehr landwirtschaftlich, ein bißchen wehmütig. Am 7. Juli 1874,

5 Tage vor dem Tode ihres Mannes, schrieb Frau Luise Reuter in seinem Namen an die Familie Peters, die zu der Zeit Thalberg lange verlassen hatte und auf dem Gut Siedenbollentin wirtschaftete.

. . . Einen Wunsch, eine Bitte Deines alten wahrhaften Freundes, meines armen leidenden Reuters, wirst Du sicher gern erfüllen, wenn Du kannst; er ißt seit Wochen fast nichts mehr mit Appetit; — da meint er: ‚Wenn ich ein kleines Stückchen Rauchfleisch bekommen könnte aus Bollentin, oder ein kleines Rippenstück, das würde mir schmecken.‘ Ich weiß, es ist Dir Freude, diesen Wunsch zu erfüllen . . .

Hatten wir uns bis hierher, meine Damen und Herren, nur mit Äußerungen zur Landwirtschaft beschäftigt, die Reuter anbot, weil der Alltag im Laufe der Jahre eben solche Äußerungen verlangte, so wird es nun Zeit, an einigen Beispielen darzustellen, wie sehr ihm das liebgewordene Landleben dienen mußte, seiner Dichtung Farbe, Hintergrund, Kulisse — Seele zu geben. — Es liegt auf der Hand, daß man in erster Linie an die Stromtid denkt, hierin an Bräsig und Hawermann. Das ist berechtigt, aber man darf doch keinesfalls dabei die Versepike übergehen, und hierin nun wieder „Kein Hüsung“. Die Älteren unter Ihnen erinnern sich aus ihrer Jugend noch gut, daß das harte Urteil einer oberen Gesellschaftsschicht, welches bei Erscheinen der 1. Auflage — Ende 1857 — laut wurde, sich noch viele Jahrzehnte hielt, bis man unter dem Einfluß andersgearteter sozialkritischer Aspekte, welche die breitere Weltliteratur aufzwang, zu einer objektiveren Betrachtung kam. In eigener Sache zu reden, so verdanke ich meinem Klassenlehrer in der Untersekunda Einblicke gerade in „Kein Hüsung“, wie ich sie später nie mehr bekam. — — Zwei Beispiele habe ich hieraus gewählt, ihnen aber etwas anderes vorangestellt, was nicht allen Reuterlesern bekannt sein wird, — ein Stimmungsbild aus Reuters Erzählungsfragment „Woans Franz Zunkel tau 'ne Tochter kamm.“ (Das Fragment hat Reuter nie gedruckt gesehen, heute steht es im 7. Band der Rostocker Reuter-Ausgabe von Kurt Batt.) — Und mit diesen 3 landwirtschaftlichen Stimmungsbildern sollen zugleich 3 Jahreszeiten erfaßt werden: frühestes Frühjahr, Hochsommer und später Herbst. — Zunächst also aus „Franz Zunkel“. Hier ist die kribbelnde Unruhe, die jeden Landmann überfällt, wenn er im Februar das Tauwetter aufziehen merkt, eine Unruhe, die damals in der Zeit der Pferdebespannung wie heute nach der Vollmotorisierung der Betriebe dennoch in gleichem Maße deutlich wird. Daneben spürt man geradezu eine Duftmischung aus Stalldung und eingesäuertem Rübenblatt, die uns Landkindern noch heute in Träumen unverwechselbar ersteht.

Tau Krahnstörp bi de Seestadt Plaag in Land Swerin-Meckelnborg stunn de Bür Jehann Zunkel up sinen Hoff — 't was en Mann so middwegs de Föftiger — un kek sinen Meßhoff an un säd tau sick: „Je, wi schriwen nu all Februwori den einuntwintigsten, un Fastelabend is vör de Dör, un Tid wir't nahgradens; äwer wat helpt dat all, wenn ick mi dörch de deipen Weg' ok dörchwangen dauh, ick führ mi den Acker bet in de grawe Grund taunicht, denn dat hölt nich un brekt nich, un wenn dat so bi't Dauweder bliwwt, denn ward mi de Snei den Meß so utlohen, dat nicks äwrig bliwwt as de pure Dust, un dat beten Kraft löppt in de Grawens.“ — Un hei stunn in deipen Bedenken, un up dat witte Sneidack schinte de Sünn, un unnen an dat Strohdack von den Veihstall hungen de dicken blanken Istappen un leckten Drupp vör Drupp up den Meßhoff. — „Dat möt echter Johr ook anners makt warden“, säd hei vör sick hen, „dat Wader ward mi hier süs Herr“, un lut reep hei sinen Knecht un sine Dirn tau, de bi't Utmesten ut den Veihstall wiren: „Jehann-Krischan un Stin-Durtig, wat markt ji dor? Ji streut mi jo woll den Meß äwer'n Snei räwer? — Ne, ümmer Wölter bi Wölter, so drang' as möglich anenanner.“ — Un hei stunn wedder in Bedenken un kek nah den blagen Heben ruppe un säd: „Ja, 't lett wahrhaftig, as wenn 't Frühjohr nu all losgahn sall; äwer 't möt noch väl Snei un Is runne ut de Luft, un de Februwori heit ok „Scheper-wohr-di“, tau trugen is em nich . . .“

Und nun — im Sommer — eine ganz andere Stimmung aus ‚Kein Hüsung‘. Eine Stimmung, die nur jemand in Verse bringen konnte, die nur innig nachempfinden kann, wer sie erlebt hat. In aller latenten Gespanntheit, die das Epos durchzieht, plötzlich die Entspannung der unbedingten Ruhe, der Behaglichkeit und Beschaulichkeit, — am Sonntagmorgen im Stall der Ackerpferde eines Gutes. Behaglich genießen diese braven, athletischen Begleiter unserer Jugend den einen Tag, an dem kein Kammdeckel, kein Schuftriemen sie drückt. Da stehen sie mit schläfrigem Blick, die Unterlippe hängend, die Hinterhand wechselweise schonend, — genießen mit allen Fasern ihrer mächtigen und guten Leiber das Nichtstun. Und zwischen ihnen geht ein alter Knecht mit betulicher Umständlichkeit seinen eigenen Dingen nach. —

Hören Sie den Beginn des 3. Kapitels:

‘t is Sünndag wedder; helle Sünn  
 Kickt fründlich in de Stalldör rin.  
 ‘t is Sünndagmornn, ‘t is nicks tau dauhn:  
 De ollen Mähren stahn un rauhn,  
 Dalluhrig stahn s’, deip in Gedanken,  
 Wotau sei sünd? tau Höcht den Bein,  
 Un af un an denn stampft mal ein  
 Un snappt verdreitlich nah de Flanken  
 Un swäpt sick mit den Start herümmer  
 Un jagt von’n Puckel sick den Brümmer  
 Un streckt sick dal un leggt sick hen  
 Un wahl’t sick up de frische Streu;  
 Oll-Schimmel-Hans halt denn un wenn  
 Von sine Röp en Loppen Heu  
 Un kickt sick üm so mäud un still  
 Un nickt, as wenn hei seggen will:  
 ‘Ji, junges Volk, täuwt man en beten,  
 Denn ward ji’t Upstahn woll vergeten.’  
 Un bäwert up sin krummen Knei  
 Un schuddert sick de Fleig von’t Fell,  
 Un orntlich süfzt dat olle Veih,  
 As wenn em lang vergahne Johr,  
 Sin schöne Jugendtid inföll,  
 As noch was swart sin junges Hor,  
 As sine Knaken noch ahn Tadel,  
 As kein em noch tau Arbeit dwungen,  
 Un hei noch fri von Tom un Sadel  
 As Fahlen was herümmersprungen.  
 Un rings so still un dunstig is’t;  
 Oll Daniel rekt sick harthaft mal  
 Un halt sin Putzmetz sick hendal  
 Un stellt sick an de Fauderkist,  
 Dorup sin Stückschen Speigelglas,  
 Un föhrt sick mit den Quast verdwas  
 Rin in dat olle gris ‘ Gesicht  
 Un set’t de Tung rin in de Backen  
 Un fängt nah Kräften an tau racken,  
 Bet hei den Bort herunne kriggt.  
 De is en beten lang em worden,  
 Is von de ganz verläden Woch,  
 Nu schrint em dat — indessen doch —  
 Run möt ‘e, denn ‘t is Sünndagmornn.  
 Gott Low un Dank! Nu is hei runner!

Hei stoppt dat Blaud nu noch mit Tunner,  
 Verwohrt dat Metz, dat Glas, den Quast,  
 Treckt sick den Hosendräger fast  
 un bin'nt 'ne reine Schört sick vör  
 Un tritt nu rute ut de Dör.  
 So steiht hei dor in vullen Stat;  
 Nu kann 'ne Gräwin kamen, hei's prat.

Schließlich im Beginn des 6. Kapitels aus ‚Kein Hüsung‘ alles, was ein nasser,  
 trister Novembertag an Unbehagen nur hergeben kann. Ein Tag über dem Gutshof,  
 der maulend durch seine Stunden trottet und Mensch wie Tier das Schuddern lehrt.

Natt is't von baben un von unnen;  
 De Dak liggt gris up Dörp un Feld;  
 De Sünn kickt runne up de Welt,  
 As wull s' hüt gor nich ut dat Bedd,  
 Un kickt so mäud dörch de Gardinen,  
 As hadd s' sick in den Kopp rin set't:  
 Hüt künn ook woll en anner schinen.  
 Natt is de Ird, de Luft, de Schall;  
 De Döscherschlagg, de klappt so stump,  
 Un af un an is ut den Stall  
 En Bröll'n tau hür'n, dat klingt so dump,  
 as wir't oll Veih in deipen Drom  
 Un drömte von den gräunen Bom  
 Un von de Weid un von dat Gras,  
 As't Frühjohr un as't Sommer was,  
 Un de oll Bull, de lümmelt mang,  
 As wir in'n Stall em nicks tau Dank.  
 De ollen Wiwer swingen Flass  
 un sitten up de Schapstalldel  
 Un kiken mäud un släprig rut  
 Un seihn as Uhlenküken ut  
 Un klappen, plättern, klättern vel,  
 doch hürt't sick so verdraten an,  
 As wenn ein mügg't un nich recht kann;  
 De Lust, de fehlt, de helle Slag,  
 As früher an den Brakeldag.  
 De Manns de dragen ut de Schün  
 Ehr Döscherbund nah de Maschin;  
 Lud burrt tau Höcht de Sparlingsschauw  
 Un makt ne Swenkung irst tau Prauw  
 Un wackelt up un wackelt dal,  
 Mackt halwe Swenkung noch einmal  
 Un smitt sick up en anner Flag,  
 Tau seihn, 'ob dor von Gottes Segen  
 För ehr en beten äwrig lagg.  
 De Nebel föllt; en finen Regen,  
 De fisselt runne as en Faden,  
 Un wo em was en Löckschen baden,  
 Dor makt hei sick noch mal so dünn  
 Un fädelt sick allmählich rin  
 Un bohrt sick run bet up de Hut  
 Un jöggt dat beten Warmnis rut,  
 Dat ein't mit Tähnenklappen kriggt,  
 As wenn ein in't koll Feuer liggt . . .

Soweit Beiträge aus ‚Kein Hüsung‘. Nur der Ordnung wegen muß ich erwähnen, daß ich hier das landwirtschaftliche Kernstück des Epos, das 4. Kapitel, in dem die Roggenernte so subtil und zugleich lyrisch ihre literarische Wertung fand, das Kapitel, welches dennoch den erregenden Titel „De Hass“ trägt, nicht berücksichtigen konnte, weil es nur in einem eigenen Rezitationsabend zur Geltung kommen könnte. Vor Jahren habe ich in einer kleinen Schrift behauptet, der Beginn dieses Kapitels sei dem Beginn des 2. Teils von Goethes „Faust“ (Ariel: „Horchet! horcht dem Sturm der Horen! . . .“) vergleichbar, und ich bin auch heute noch davon überzeugt.

Wenden wir uns nun mit zwei Beispielen dem bedeutendsten „Ökonomiker“ zu, den Reuter geschaffen hat. Ich meine den Inspektor Bräsig, der sicherlich nur deshalb so vollendet als Persönlichkeitsbild im Realismus des 19. Jahrhunderts seinen Platz fand, weil sein schöpferischer Dichter viermal, genauer: fünfmal einen Anlauf nahm, ehe er diesem Mann in der ‚Stromtid‘ eine vollendete Gestalt geben konnte. Schon im Fragment „Herr von Hakensterz und seine Leibeigenen“ (zwischen 1847 und 1850) erscheint Bräsig, muß danach als Briefschreiber für eine von Reuter redigierte Zeitschrift Beiträge liefern, macht drittens in „Schurr-Murr“ wieder den Briefschreiber, um über eine Reise nach Berlin zu berichten, erscheint viertens in den ersten 6 Auflagen der „Französentid“ als Seitenfigur, ehe er fünftens in nahezu absoluter Vollendung eines Persönlichkeitsbildes erscheint. — Auf den ersten Blick ist das von ihm verwendete „Missingsch“ zu burlesk für seine aus reiner Wahrheit erwachsenen Lebensweisheiten. Andererseits sind aber diese Alltagsweisheiten zu selbstverständlich, als daß man sie mit allem Gewicht akademisch gefärbter Eloquenz in ihrer Reinheit zudecken sollte. Was Bräsig zu vermitteln hat, es ist schließlich nur mit seiner Zunge zu verdeutlichen. Und daß Reuter uns die Erfahrungen seiner eigenen reiferen Jahre durch den kurios vermittelnden Mund des Zacharias Bräsig weitergab, das weist ihn erneut als einen Großen unter den vielen Großen des 19. Jahrhunderts aus.

Gleich im 3. Kapitel der Stromtid erklärt Bräsig seinem Freund Hawermann — und dem Leser natürlich — die ganze Gegend, in welcher die Handlung des großen Romans abläuft. Natürlich erklärt er sie als „gelernter Ökonomiker“, wie er sich selbst zu nennen liebt.

As sei up den Rexowschen Hof kemen, stunn Bräsig all wedder still: „Süh mal, Korl, siehst du hier nicht aus as in der Wüste Sarah? Hier en Klacken Meß un dor en Klacken Meß! Un süh mal, diesen Graben hat Oll-Jochen noch aufsmeißnen lassen, daß doch beileibe all das bischen Jauch in den Dorfteich laufen kann. Un denn die Dächer!“ säd hei un gung wider. „Sie haben Stroh genug zu neue Dächer; aber ‘s is bloß, daß die Ollen zu der Ausgabe von das Dächerlohn schief sehen. Ich geh hier eigentlich bloß aus zwei Ursachen her, einmal wegen meinen Magen un einmal wegen meinen Herzen; denn ich habe das befunden, daß mich das gut bekommt, wenn ich en bischen stark gegessen habe un ärgere mich dann gelinde. Un von meinen Herzen wegen geh ich her wegen deiner Swester un das lütte Kroppezeug, daß ich ihr doch en bischen unter die Arm greifen kann; denn Jung-Jochen, der teigt sich sonst ganz zu as en Rad an’n Reis’wagen ‘s Winters von hier nah Rostock. Oh, ich möcht ihn man bloß mal vor’n Meßwagen haben, mit Dreien un vorn auf die Spitz un denn mit der Peitsch dorachter!“ — „Süh“, säd Hawermann, as sei up’t Feld kemen, „hier hewwen sei doch recht nüdlichen Weiten.“ — „Ih ja, er hat ‘ne ganz gute Farbe; aber was meinst du, was sie hier säen wollten? — Roggen! — Un worüm? Weil daß Oll-Jochen hier einundzwanzig Jahr lang in’n Winterslag ümmer Roggen gehabt hätte.“ — „Geiht de Slag ganz äwer den Barg räwer?“ — „Ne, Korl, so fett fidelt Luchs nich: Speck in Bodder bradt un denn mit Lepel eten; ne, Korl, der da über den Berg herüber, das’s schon meiner.“ „Ih, wo einer dat doch in ein poor Joahr vergeten kann! Bet hier ranne schüttst du?“ — „Ja, Korl, denn Warnitz dehnt sich hellsehen in die Längde; auf dieser Seite schießt es bis hier hinein un auf der anderen swenkt es sich bis gegen Haunerwiem ranne. —

Wo wir hier stehen, das is deinen Swager sein, un das geht man rechtsch bis an meinen Weiten un linksch bis an den lütten Dannenkamp, denn Rexow is man klein, un auf dem Jennseit von dem Dorf liegt man 'ne Wenigkeit von Acker. Rechtsch hinter den Weitenslag liegt nu also Warnitz, un vor uns, wo die Brak anfängt, liegt Pümpelhagen, un hier linksch hinter den kleinen Dannenküsel, das 's schon Gürlitzer. — „Warnitz is denn woll dat grötst?“ — „Ne, Korl, auch das nicht! Pümpelhagen hat acht Last mehr un is en Hauptgut, auch von Boniteh; zweiiundvierzig Last gebornen Weizenboden.“

Jahre später treffen beide Freunde wieder einmal zusammen. Hawermann sorgt sich, weil es seinem verehrten Kammerrat v. Rambow gesundheitlich schlecht geht, un beide geraten darüber ins Philosophieren.

„Gun Dag, Korl“, säd hei, „ich bün ein bitschen all in deinem Quartier gewesen, indem daß ich auf dich lauerte. Das währte mich aber zu lang', un da hab ich währenddem den Herrn Kammer r a t mein Kumplimang abgestattet. Er freute sich über mir un hat mich mit einer großen Lieblichkeit aufgenommen; abersten wo sieht der Mann aus!“ — Ja, säd Hawermann, sin Herr wir — leider Gotts — sihr olt un swack worden, un hei för sin Perßon müßte fürchten, den Mann, von den hei so vel höll, bald tau verlieren. — „Ja“, nickte Bräsig, „abersten was is das Leben, Korl? Was ist das menschliche Leben? Süh mal, Korl, wenn einer das um un um kehrt as en leddigen Geldbeutel, denn fällt noch lang' kein Schilling raus.“ — „Bräsig“, säd Hawermann, „ick weit nich, wo anner Lüd doräwer denken, äwer mi kümmt dat so vör, as wenn Lewen un Arbeiten ein un dat sülwige is.“ — „Hoho, Korl! nu hör ich dir laufen; diesen Sinnspruch hast du von Pastor Behrensen. Der hat unterweilen auch mit mir über dieses Thema gesprochen un hat mir von's menschliche Leben 'ne Beschreibung gemacht, as wär es hier unten man bloß so' ne Ort Meßführertid, un der christliche Glaube wäre die Sonne un der Regen, die die Saat wachsen ließen, un da oben erst, in den höheren Religionen, da käme der Aust; aber der Mensch müßte arbeiten un sorgen un das Seinige tun. Aber, Korl, es stimmt nicht, es streit't gegen die Bibel. Die Bibel besagt von die Lilien auf dem Felde; sie arbeiten nicht, un sie spinnen nicht, un unser himmlischer Vater ernähret sie doch. Und wenn unser Herrgott sie ernährt, dann leben sie doch, un dabei arbeiten sie nich, un wenn ich das infahmtige Podagra habe un tu nichts — dau gor nicks, as daß ich mir die verfluchten, Backermentschen Fliegen aus das Gesicht jage — arbeite ich dann? un leben tu ich doch un noch zu unter die nichtswürdigste Weihdag'.“

Aber auch der redliche Inspektor Hawermann soll noch einmal zu Worte kommen, sei es auch nur mit seinen Gedanken über die reiche, schöne mecklenburgische Landschaft, die wir uns genauer im Kreis Malchin denken dürfen.

Hawermann satt up den Äuwer in de käuhle Lauw un kek äwer sin Feld wid hen. — Woll is ne Gegend schön, wo sick de Feller in dusend grüne un gele Stripen un Strippen an de Barg' tau Höchten trecken un wid räwer schinen, as en buntes Kled, wat de Flit för de Ird wewt hett; äwër 't lett unrauhig un ängstlich, as wir de Grund un Bodden mal in de Griwwelgrawwel smeten, un ein jeder hadd sinen Flicker sick herute reten un quälte sich nu einzeln af, sinen kümmerlichen Profit ut sin Stückschen Ird' herut tau grawen, un alltausamen hadden nu mit dese Stripen un Strippen an de Barg' un in de Grün'n en Tügnis von ehre Armaut henschrewen. — Ick weit woll , dat i s nich so, dat l e t t man so. — Bi uns is dat anners: wid hen recken sick de Släg' von einerlei Kurn bet an den blagen Holt; as en groten See in goldnen Morgensünnenstrahl dehnen sick de Rappfeller hen; wide Weiden un Koppeln harbargen dat bunte Veih, un äwer de grünen Wischen trecken in schragen Tog de langen Reihen von Meihers in witte Hemdsmaugen; allens is ut vullen Holt sneden, allens wirkt un schafft tausamen; un wo einer dat Oog hensleiht, dor süht hei up Rauh un up Sekerheit,

as sei de Rikdaum bütt. — Ick weit recht gaud, dat is nich so, äwer dat lett doch so. — Doch dat steiht up en anner Blatt, dat Oog süht blot den Rikdaum un de Rauh, un dese treckt in kühlen Schatten mit Immensummen un Bottervågelspelen sacht in't Hart herin. — So güng't Hawermann hüt.

Meine Damen und Herren, — einen recht weiten Weg habe ich Sie geführt und wünsche mir, daß er Ihnen so farbig und abwechslungsreich in der Erinnerung bleibt, wie das Bild der mecklenburgischen Landschaft, welches Reuter eben in den Gedanken Hawermanns malte.

Am Beginn meines Vortrages hatte ich mein landwirtschaftlich orientiertes Thema aus einer gewissen entfernten Kollegenschaft mit Reuter zu rechtfertigen versucht. — Ganz und gar aber identifiziere ich mich mit Fritz Reuter, wenn ich abschließend aus der „Festungstid“ zitiere.

Ick segen de Landwirtschaft, sei hett mi gesund makt un hett mi frischen Maud in de Adern gaten. Un wenn einer ok nich so vel dorbi lihren deit as en anner, de bi dat allergelirteste Mastfauder up 'ne Universität smeten is, so giwwt dat doch vel tau beachten, un wenn einer man nich tau ful un tau kort-sichtig is un kickt en beten äwer den Tun von dat Gewarw, denn ward hei ok vele gaude Kost för Verstand un Vernunft finnen, un wat hei findt, is frische, gräune Weid', de unnern blagen Hewen in Regen un Sünnenschin wissen is un den Minschen ganz anners bekümmt as dat swore, gelirte Mastfauder up de Universitäten un de Stallfauderung achter'n Schriwdisch.

# Fritz Reuter/Klaus Groth/John Brinckman Die Wiedererwecker der plattdeutschen Dichtung

Karl Nahmacher

Während in anderen Gegenden Deutschlands der Dialekt des Landes von allen Schichten im täglichen Leben gleichermaßen gesprochen wurde — auch von den gelehrtesten Leuten, sprachen bei uns in Mecklenburg die einen Hochdeutsch, die anderen nur oder vorwiegend Plattdeutsch, wenigstens in der Familie und mit Gleichgestellten. Und die Plattdeutschen hatten nun leider oft den Verdacht, daß sie schon wegen ihrer Sprache nicht recht „für voll angesehen“ wurden.

Das war aber ein ganz unbegründetes Minderwertigkeitsgefühl. Das Plattdeutsche ist eben nicht ein Dialekt, sondern ein gleichberechtigter deutscher Sprachstamm, der auf der Lautstufe des Urdeutschen stehengeblieben ist, von dem sich das Hochdeutsche durch die sog. Lautverschiebung abzweigt. Es wird in ganz Niederdeutschland in verschiedenen Dialekten gesprochen — Kölner, Hamburger, usw. Platt —, und vor der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache, die durch Luthers Bibelübersetzung über ganz Deutschland verbreitet wurde, waren auf niederdeutschem Gebiet auch alle Bücher in plattdeutscher Sprache geschrieben. Die Zeit von 1200—1650 ist die Hauptperiode des niederdeutschen Schrifttums.

Die bekanntesten Werke dieser plattdeutschen Literatur sind der Sachsenspiegel des Eike von Repkow, 1230; Till Eulenspiegel, 1483; und Reineke Voß, 1498 zu Lübeck gedruckt, nach einer niederländischen Vorlage von Goethe (1784) umgedichtet. Auch plattdeutsche Bibeldrucke gab es schon vor Luther. Seit dem 16. Jahrhundert aber wurde das Plattdeutsche, hauptsächlich durch die starke Verbreitung von Luthers Bibelübersetzung, aus dem Schrifttum verdrängt und mit dem Dreißigjährigen Krieg erlosch es völlig als Sprache des höheren Stils. Es wurde nur noch zur Erzielung derbkomischer Wirkungen in Zwischenspielen und in hochdeutschen Dramen benutzt. Damit trat eine auffällig lange Periode völligen Absterbens der plattdeutschen Literatur ein, so daß man bei der im 19. Jahrhundert neu einsetzenden Tätigkeit plattdeutscher Schriftsteller und Dichter wirklich von Wiederbelebung sprechen kann.

Wie kam es dazu? Es war dies nicht ein Akt der Überlegung, nicht das Ergebnis von Beschlüssen einer Vereinigung von Schriftstellern, die sich verstandesmäßig damit beschäftigten, wie etwa die schlesischen Dichterschulen früherer Zeiten, sondern eine Art Naturvorgang, beruhend auf der Wirksamkeit einiger gleichzeitig lebender, aber unabhängig, voneinander tätigen Persönlichkeiten. Von unseren drei Plattdeutschen Groth, Brinckman, Reuter hat jeder seine besonderen Verdienste um die Sache. Klaus Groth war Holsteiner, aus Heide im Dithmarschen, die beiden anderen Mecklenburger.

Reuter war der älteste, geb. 1810, gest. 1874. Brinckman, der Rostocker, wurde 1814 geboren und starb 1870. Groth, 1819 geboren, überlebte sie beide mit 80 Jahren. Er hat das Verdienst, als erster mit plattdeutschen Dichtungen hervorgetreten zu sein, angeregt durch den Süddeutschen Hebel, dessen „Alemannische Gedichte“ — 1803 — die neue Ära der Dialektdichtungen eröffnete. Es war, als wenn der lange versiegte Quell dieser schönen, kräftigen, urwüchsigen Sprache neu hervorsprudelte, als der „Quickborn“, der lebendige Brunnen Klaus Groths, erschien, in dem er das Volksleben seiner Heimat so tief erfaßte und widerspiegelte. Er ist Lyriker durch und durch.

Brinckmans Leben hat in verkleinertem Maßstab Ähnlichkeit mit dem von Fritz Reuter, das ich wohl als bekannt voraussetzen kann. Auch Brinckman wurde in der „Demagogenzeit“ zu Gefängnis verurteilt, aber begnadigt. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Amerika lebte er auch als Privatlehrer in Goldberg und Güstrow. Von seinen Werken ist wohl nur eines volkstümlich, das aber mit Recht: „Kasper Ohm un

ick“, in dem er eine besondere Seite des niederdeutschen Lebens verewigt. Während Reuter vorwiegend die Landleute zeichnete, schilderte uns Brinckman die Menschen der Wasserkante und stellt – sozusagen als Gegenstück zu „Unkel Bräsig“, dem er an Geschlossenheit des Charakterbildes gleichkommt, den „Kasper Ohm“, nach seinen eigenen Worten „als den grotesken Typus einer verschwundenen Rasse, den baltischen Seemann des vorigen Jahrhunderts“ hin. Seine im „Vagel Grip“ gesammelte Lyrik ist so herzensewarm, so aus dem Herzen des mecklenburgischen Landvolks geschöpft, daß sie neben dem „Quickborn“ bestehen kann. Das Plattdeutsche Brinckmans halte ich für das reinste der drei Dichter.

Fritz Reuters Leben und Werke sehen wir heute wieder in einer neuen Beleuchtung: wir sehen ihn als Vorkämpfer der Demokratie, der in der Jugend von den Krallen der Reaktion gefaßt wurde; als den Verfasser von „Kein Hüsung“, das er, wie er selbst sagt, „Im Interesse der leidenden Menschheit mit seinem Herzblut geschrieben“ und zeitlebens für sein bestes Gedicht gehalten hat, auch nach Erscheinen seiner drei bedeutendsten Werke: „Festungtid“, „Franzosen tid“, „Stromtid“, als den tapferen Kämpfer, der einem harten Schicksal ein unsterbliches Lebenswerk abtrotzte.

Ich will nur noch auf die riesige Verbreitung von Reuters Werken, nicht nur in ganz Deutschland, sondern in der ganzen Welt hinweisen. Nach der Buchhändlerstatistik war Reuter vor dem ersten Weltkrieg der gelesenste deutsche Schriftsteller! In Nordamerika, in Holland, Dänemark und anderen Staaten gab es Reutervereine. So hat gerade Reuter, der anerkannt größte deutsche Humorist des 19. Jahrhunderts, die plattdeutsche Literatur wieder ebenbürtig neben die hochdeutsche gestellt und ihr sogar einen Platz in der Weltliteratur erobert. Solange es überhaupt eine deutsche Literatur gibt, wird auch Reuter gelesen werden.

Die Wiederbelebung der plattdeutschen Literatur ist natürlich auch als Stützung der Sprache von Bedeutung. Ängstliche Gemüter befürchten schon als Folge der Völkermischung durch das Nazisystem mit der Flüchtlingsüberschwemmung aus anderen Gauen, das Plattdeutsch werde aussterben. Aber da können wir uns auf unsere Landbevölkerung verlassen. So lange es Mecklenburger Bauern gibt, werden wir auch stolz unser schönes, kräftiges altes Platt sprechen.

## ABENDFREDEN

Klaus Groth

Dei Welt is rein so sachen	Nu liggt dat Dörp in Dunkeln
As leg sei deip in Drom.	Un Näwel hängt davör,
Man hört nich wein' noch lachen,	Man hört man eben munkeln,
Sei's lising as ein Bom.	As kem't von Minschen her.
Sei schnackt man mank dei Blärer,	Mán hört dat Veih bi't Grasen,
As schnackt ein Kind in Schlap,	Un Allens is in Fred',
Sei singt dei Weigenlerer	Sogar ein schüchtern Hasen
Vör Käu un stille Schap.	Schlep mi vör dei Fäut.

Dat's woll dei Himmelsfreden  
 Ahn Larm un Strit un Spott,  
 Dat is ein Tid tum Beden –  
 Hür' mi, du frame Gott!

Die Caffee wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Anfang ist prächtig um halb 7 Uhr. Ende nach 9 Uhr.

No. 6.

Großherzogliches Theater.

Mit Obrigkeitlicher Bewilligung.

Montag, den 1ten September 1826,  
zum Erstenmale:

**Herrmann und Dorothea.**

Ein ländliches Familien-Gemälde in 4 Akten,  
nach Göthe's Gedicht.

		P e r s o n e n :					
Der alte Felbern	—	—	—	—	—	—	Herr Hoppe.
Seine Frau	—	—	—	—	—	—	Mad. Frede.
Herrmann, ihr Sohn	—	—	—	—	—	—	Herr Hoffmann.
Der Kelter	—	—	—	—	—	—	Herr Kreutzer.
Der Apotheker	—	—	—	—	—	—	Herr Peters.
Dorothea	—	—	—	—	—	—	Dem. Niese.
Der Richter	—	—	—	—	—	—	Herr Plettner.
Ein Bauer	—	—	—	—	—	—	Herr Frank.

Hierauf zum Erstenmale:

**Das Abenteuer  
in der polnischen Schenke.**

Wanderville in 1 Ate, aus dem Russischen frei Uebersetzt von L. Angeli.

		P e r s o n e n :					
Graf Bojeslawsky, Rittmeister	—	—	—	—	—	—	Herr Hoffmann.
Nasrubow, Wachtmeister	—	—	—	—	—	—	Herr Hoppe.
Sacrospelloff,	} Unteroffiziere	—	—	—	—	—	Herr Gerlach.
Ruschutzky,		—	—	—	—	—	Herr Krdgl.
Schrobrensko,		—	—	—	—	—	Herr Adam.
Dubnizky, Verwalter	—	—	—	—	—	—	Herr Peters.
Annuska, eine Waise, seine Mündel	—	—	—	—	—	—	Dem. Niese.
Israel, ein jüdischer Schenkewirth	—	—	—	—	—	—	Herr Kreutzer.
Radel, sein Weib	—	—	—	—	—	—	Mad. Neuffer.
Fjelka, seine Magd, eine Christin	—	—	—	—	—	—	Mad. Hoffmann.
Ghallo, ein Jude, Factor des Grafen Bojeslawsky	—	—	—	—	—	—	Herr Zimmermann.
Saschbojess, des Grafen Kammerdiener	—	—	—	—	—	—	Herr Plettner.
Soldaten, Reisende, Bauern	—	—	—	—	—	—	

Der Schauplatz ist vor einer Juden-Schenke in Polen

Preise der Plätze:

Erster Rang 20 fl. Zweiter Rang 8 fl.  
Kinder, die dem Ansehen nach unter 10 Jahren sind, bezahlen die Hälfte.

Abonnements-Billets, das Duzend à 4 Rthlr. und das halbe Duzend à 2 Rthlr. gültig für die Zeit meines Hierseyns, außer beim Abonnement suspendu, sind täglich von Morgens 10 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr in meiner Wohnung bei dem Kaufmann Herrn Meunendorff am Markt, eine Kreppe hoch, zu haben. Die Abonnements-Billets sind an der Caffee umzutauschen.

J. C. Krämp, Director.

Theaterzettel aus Schwerin von 1826  
(Stadtarchiv Braunschweig)

# Bibliographie zur Theatergeschichte von Mecklenburg-Vorpommern seit den Anfängen professioneller Schauspielkunst

Von Bärbel Rudin

— Fortsetzung — \*)

## PARCHIM

117. Lüth, Rudolf: Etwas vom geistigen Leben Parchims nach dem Weltkriege. In: Mecklenburgische Mhefte. Zs. zur Pflege heimatl. Art u. Kunst. 9. Jg. Rostock 1933, S. 447—452 m. 2 Abb.
118. Scholz, Horst von: Landestheater Parchim. In: Parchim. Ein Wegweiser durch die Stadt. Zsgest. v. H.-C. Simon. Parchim 1967 (= SchrrReihe d. Stadtarchivs u. d. Heimatmuseums Parchim. 3.), S. 38.

## PENZLIN

119. Lisch, G[eorg] C[hristian] F[riedrich]: Schauspiel im 16. Jahrhundert. In: Jbb. d. Vereins f. mecklenburgische Geschichte u. Alterthumskunde. 16. Jg. Schwerin 1851, S. 197 f.

## PRENZLAU

120. Agde, Günter: Die Entwicklung des Staatlichen Dorftheaters Prenzlau von seiner Gründung bis zur 2. Bitterfelder Konferenz (Ende Spielzeit 1963/64). Diplomarbeit Theaterhochschule Weimar 1964. 117, 28 Bl. [Masch.]
121. Hübner, Dieter: Fünf Jahre „Staatliches Dorftheater“ Prenzlau. In: Heimatkalender f. d. Kreis Prenzlau 1966. Prenzlau (1965), S. 154—156 m. 3 Abb.
122. Zierke, Heinz-Jürgen: Das Prenzlauer Theaterleben im Jahre 1880. In: Heimatkalender f. d. Kreis Prenzlau 1961. Prenzlau (1960), S. 83—93.

## PUTBUS

123. Berlitz, E.: Das fürstliche Schauspielhaus in Putbus. In: Stralsundische Ztg. v. 26. VII. 1907 (Nr. 173).
124. Island, Gertie: Das Putbuser Theater. In: Putbus — unsere Stadt. Eine Gemeinschaftsarbeit v. schreibenden Arbeitern u. Fotofreunden. Putbus 1965, S. 32—35 m. Abb.
125. Lürgen, Bernd: 100 Jahre Fürstliches Schauspielhaus. In: [Programm] Fürstl. Schauspielhaus Putbus a. Rügen. Sommerspielzeit 1936. (Putbus 1936), S. 3—6.
126. Ohle, Walter u. Gerd Baier: Theater. In: —, Die Kunstdenkmale d. Kreises Rügen. Leipzig 1963 (= Die Kunstdenkmale im Bezirk Rostock), S. 430—432 m. 3 Abb.; 1 Taf.
127. Fürstliches Schauspielhaus zu Putbus auf Rügen. In: Bühne u. Brettl. 4. Jg. Berlin 1904, H. 19, S. 19—23 m. 7 Abb.
128. 5 Jahre Theater Putbus. (Hrsg. v. d. Intendanz d. Theaters Putbus. Red.: Hans Joachim Theil.) (Putbus [1958]). 16 Bl. m. zahlr. Abb.
129. Theil, Hans Joachim: Vom Fürstlichen Schauspielhaus zum Theater der Werktätigen. In: [Programm] Theater Putbus. Spielzeit 1953/54, Aug.-H. m. 4 Abb.

## ROSTOCK

130. Bauer, Rudolf: Rostocks Musikleben im 18. Jahrhundert. Rostock 1938 (= Rostocker Studien. H. 4) (zugleich Phil. Diss. Rostock 1939). 193 S.
131. Bei der Wieden, Franz: Rostock einst. Ein Rostocker Leben um die Jahrhundertwende. Bückeburg 1969. 2 Bl., 144 S. m. 7 Abb.
132. Bei der Wieden, Franz: Das Rostocker Stadttheater. In: Die Bühnengenossenschaft. Fachbl. f. d. dt. Theater. 9. Jg. Hamburg 1957, S. 134 f. m. 1 Abb.
133. Bendlin, Gustav: Studien zur Operngeschichte der Stadt Rostock von 1895—1914. Phil. Staatsexamensarbeit Rostock 1966. 77 Bl. [Masch.]

\*) Vgl. „Carolinum“ Nr. 72/73, S. 36—43.

134. Ebert, Hermann: Versuch einer Geschichte des Theaters in Rostock. 1. H.: Vom Anfange dramatischer Darstellungen bis an's Ende des 18. Jahrhunderts. [Mehr nicht ersch.] Rostock 1872. VII, 126 S.
135. Effer, Margit: Die Geschichte des Rostocker Theaters. Phil. Staatsexamensarbeit Rostock 1966. 53 Bl. [Masch.]
- 135a. u. 6. Okt. 1895. Einweihung des neuen Stadttheaters in Rostock. In: Neuer Theater-Almanach. Theatergeschichtl. Jahr- u. Adressen-Buch. 7. Jg. Berlin 1896, S. 121–123 m. 1 Abb.
136. Festschrift des Rostocker Stadttheaters. 25jähriges Jubiläum, 1895 5. Oktober 1920. Hrsg.: Direktion d. Stadttheaters. Schriftl.: Georg Kugelmann. Rostock (1920). 80 S. mit 15 Abb.; 2 Bl. Faks.  
[Enth. u. a.: Karl Krickeberg, Das Schauspiel auf der Rostocker Bühne in 25 Jahren. S. 7–20. — Wolfgang Golther, Die Oper der Rostocker Bühne in 25 Jahren. S. 21–26. — Otto Weddingen, Das Stadttheater in Rostock. S. 27–31.]
137. Gehring, Oscar: Deutschlands ältester Theaterzettel. Ein Rostocker Kulturdokument. In: Kommunalpolitische SchrrReihe d. Seestadt Rostock. H. 6. Rostock 1938, S. 14 f. m. 1 Abb.
138. Golther, Wolfgang: Ludwig Neubeck [u. d. Rostocker Stadttheater seit 1918]. In: Die Musik. Mschr. 17. Jg. 1. Halbj. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1924, S. 106–108.
139. Golther, Wolfgang: Oper in Rostock. In: Das Theater. Illustr. Mschr. f. Theater u. Ges. 10. Jg. Berlin 1929, H. 3, S. 59–61 m. 3 Abb.
140. Golther, Wolfgang: Max von Schillings. Erinnerungen an eine lebenslange Freundschaft. In: Berliner Tagebl. v. 30. IV. 1938.
141. Golther, Wolfgang: Das Rostocker Stadttheater. In: Rostock. 2. Aufl. Berlin-Halensee 1927 (= Deutschlands Städtebau), S. 76–78 m. 2 Abb.
142. Golther, Wolfgang, Richard Wagner und Rostock. In: Kommunalpolitische Schrr-Reihe d. Seestadt Rostock. H. 6. Rostock 1938, S. 4.
143. Golther, Wolfgang: Die Wagner-Überlieferung an den mecklenburgischen Theatern Schwerin und Rostock. In: Mecklenburgische Mhefte. 12. Jg. Rostock 1936, S. 599–604 m. 4 Abb.
144. Härtwig, Dieter u. Karl Heller: Rostock. In: Musik in Geschichte u. Gegenwart. Allg. Enzyklopädie d. Musik. Hrsg.: F. Blume. Bd. 11. Kassel [usw.] 1963, Sp. 979–984 m. 1 Abb.; 1 Taf.
- 144a. Hamer, Detlef: 75 Jahre Volkstheater Rostock. In: Norddt. Ztg. / BezAusg. Rostock v. 4. X. 1970.
145. H[ossfeld], [Oskar]: Das neue Stadttheater in Rostock. In: Centralbl. d. Bauverwaltung. 16. Jg. Berlin 1896, S. 205–208 m. 4 Abb.
146. Jakobs, Theodor: Rostocks Theatergeschichte. In: Kommunalpolitische SchrrReihe d. Seestadt Rostock. H. 6. Rostock 1938, S. 8–10 m. 1 Abb.
147. Kohfeldt, Gustav: Studentische Theateraufführungen im alten Rostock. In: Beitr. zur Geschichte d. Stadt Rostock. Bd. 11 (Jg. 1918/1919). Rostock 1919, S. 38–51.
148. Koppe, [Johann Christian]: Rostocksches Theaterjournal von der Einweihung des neuen Komödienhauses im Jahr 1786 bis zu Ende des Jahres 1790. In: Rostocksche Mschr. 1. Jg. Rostock 1791, 2. St., S. 132–137.
149. Koppetsch, Rosemarie: Die Entwicklung des Rostocker Theaters unter besonderer Berücksichtigung der Jahre 1880 bis 1914. Phil. Staatsexamensarbeit Rostock 1964. 44 Bl. [Masch.]
150. Koppmann, Karl: Das Rostocker Ballhaus. In: Beitr. zur Geschichte d. Stadt Rostock. Bd. 1. H. 2. Rostock 1892, S. 79–96.
151. Koppmann, Karl: Zur Geschichte der dramatischen Darstellungen in Rostock im 16. und 17. Jahrhundert. In: Beitr. zur Geschichte d. Stadt Rostock. Bd. 1. H. 1. Rostock 1890, S. 51–64. H. 2. 1892, S. 108 f.
152. Krickeberg, [Karl]: Das Stadttheater Rostock. In: Mecklenburg im Kriege. Der Heimat u. ihren Kämpfern gewidmet v. d. Mecklenburgischen Ztg. Schwerin 1918, S. 214–216.
153. Krüger, C[arl]: Ältester Rostocker Theaterzettel. In: Niedersachsen. Illustr. Halbmschr. f. Geschichte u. Familiengeschichte, Landes- u. Volkskunde, Sprache, Kunst u. Literatur Niedersachsens. 20. Jg. Bremen 1915, S. 370.
154. Langerstein, [Julius]: Das letzte Jahrzehnt des Rostocker Stadttheaters. In: Das Theater. Illustr. Mschr. f. Theater u. Ges. 10. Jg. Berlin 1929, H. 3, S. 57–59 m. 4 Abb.
155. Mattiesen, E.: Rostocker Musikleben (1881–1931). In: Jubiläums-Ausg. d. Rostocker Anzeigers v. 1. IV. 1931 (Nr. 76).

156. Meinicke, Wilhelm: 500 Jahre Rostocker Theaterspiel. In: Volkstheater Rostock. Theater im gesellschaftl. Umbruch. 1. F. d. Dramaturgischen Bll. Dresden (1951), S. 43—46 m. 4 Abb.
157. Nachricht von einem sonderlichen Schau-Spiel / welches einstmalh zu Rostock auf dem Markte gehalten worden. In: Etwas v. gelehrten Rostockschen Sachen, f. gute Freunde. Bd. 2. Rostock 1738, S. 432 f.
158. 50 Jahre Niederdeutsche Bühne Rostock. In: Unser Mecklenburg. Heimatbl. f. Mecklenburger u. Vorpommern. Bremen 1969, Nr. 340/341, S. 7.
159. Privattheater zu Rostock. In: Mecklenburgische Provinzial-Bll. Bd. 1. Parchim 1801, S. 251—259, 317 f.
160. Riechelmann, Lutz: Ein Gärtner singt den Figaro. Vom Werden der Arbeiteroper Rostock. In: Musik u. Ges. 11. Jg. Berlin 1961, S. 88—91 m. 5 Abb.
161. Riemer, Annegret: Die Entwicklung des Rostocker Stadttheaters in der Zeit von 1933 bis 1945. Phil. Staatsexamensarbeit Rostock 1967. 53 Bl. [Masch.]
162. Rostock. In: Allg. Theater-Lexikon oder Encyclopädie alles Wissenswerthen f. Bühnenkünstler, Dilettanten u. Theaterfreunde. Hrsg.: R. Blum, K. Herloßsohn, H. Marggraff. Bd. 6. Altenburg u. Leipzig 1842, S. 208.
163. Sachse, Hans: Ein Bild Rostocker Theaterlebens vor hundert Jahren. In: Rostocker Anzeiger 1934, Nr. 156.
164. Schacht, Wilhelm: Zur Geschichte des Rostocker Theaters (1756—1791). In: Beitr. zur Geschichte d. Stadt Rostock. Bd. 5. H. 1/2. Rostock 1909, S. 203—278 (zugleich Phil. Diss. Rostock 1909).
165. Schatz, Albert: Zur Vorgeschichte des Stadttheaters in Rostock. In: Beitr. zur Geschichte d. Stadt Rostock. Bd. 2. H. 3. Rostock 1897, S. 31—64.
- 165a. Schwarzer, Jutta: Die Entwicklung des Opernschaffens der Stadt Rostock seit 1945. Phil. Staatsexamensarbeit Rostock 1969. 61, 10 Bl. [Masch.]
166. Seidel, Max: Geschichte des Rostocker Städtischen Orchesters mit besonderer Berücksichtigung des Rostocker Musiklebens. Eine geschichtliche Darstellung vom Ende des 13. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Rostock [1922]. VIII, 158 S.
167. Das Rostocker Stadttheater [1790]. In: Die Dt. Bühne. Amtl. Bl. d. Dt. Bühnenervereins. 12. Jg. Berlin 1920, S. 635.
168. Dem Rostocker Stadttheater ins Stammbuch. In: Mecklenburgische Mhefte. 12. Jg. Rostock 1936, S. 139—150 m. 7 Abb.
169. Strohpagel, Hannelore: Die Geschichte des Rostocker Theaters von 1918 bis 1933. Phil. Staatsexamensarbeit Rostock 1966. 64 Bl. [Masch.]
170. Tagebuch des Senators Mathias Priestaff [über Schausteller u. Puppenspieler 1674 u. 1683]. In: Neue wöchentl. Rostockische Nachrichten und Anzeigen 1840, Nr. 67 u. 80.
171. Tatarin-Tarnheyden, Edgar: Das Schauspiel. In: Das Theater. Illustr. Mschr. f. Theater u. Ges. 10. Jg. Berlin 1929, H. 3, S. 61—63 m. 6 Abb.
172. Vom Theater in Rostock [1880—1887]. In: Mecklenburger Nachrichten (Schwerin) 1887, Nr. 234 u. 235.
173. 75 Jahre Rostocker Theater. In: Unser Mecklenburg. Heimatbl. f. Mecklenburger u. Vorpommern. Bremen 1970, Nr. 355, S. 13 m. 2 Abb.
174. Zum Theater-Neubau in Rostock. In: Rostocker Anzeiger 1894, Nr. 234 u. 235. — Rostocker Ztg. 1894, Nr. 468 u. 470.
175. 75 Jahre Volkstheater Rostock. (Hrsg.: Gerd Puls. Red.: Detlef Hamer.) (Rostock [1970]). 32 S. m. zahlr. Abb. [Enth. u. a.: Detlef Hamer, Zehn Jahre Volkstheater Rostock. S. 1—5.]
176. W. C.: Das erneuerte Rostocker Stadttheater. In: Mhefte f. Mecklenburg. 14. Jg. Schwerin 1938, S. 570.
177. Weddingen, Otto: Das Stadttheater in Rostock. In: — —, Geschichte d. Theater Deutschlands in hundert Abhh. dargestellt. Bd. 2. Berlin [1906], S. 982—985 m. 2 Abb.
178. Wilhelm, Renate: Die Entwicklung des Rostocker Volkstheaters in der Zeit von 1952—1961. Phil. Staatsexamensarbeit Rostock 1966. 48 Bl. [Masch.]

## SCHWERIN

- 178a. Albrecht, Klaus: Friedrich von Flotow. Sein „siebenjähriger“ Theaterkrieg in Mecklenburg. Zu seinem 50. Todestage am 24. Januar 1933. In: Mecklenburgische Mhefte. Zs. zur Pflege heimatl. Art u. Kunst. 9. Jg. Rostock 1933, S. 16 f. Vgl. Nr. 96.
179. Beantwortung des Sendschreibens an den Schauspieldirektor Herrn Fischer über das Schwerinsche Theater. Im Sommer 1792. O.O. (1792). 32 S.

180. Der Brand des Hoftheaters in Schwerin. In: *Illustr. Ztg. Wöchentl. Nachrichten über alle Ereignisse, Zustände u. Persönlichkeiten d. Gegenwart.* Bd. 78. Leipzig 1882, No. 2026, S. 340, 342 m. 1 Abb.
181. Brand des Großherzoglichen Hoftheaters [nebst historischen Notizen]. In: *Mecklenburgische Anzeigen (Schwerin)* 1882, Nr. 91.
182. Der Brand des Großherzoglichen Hoftheaters in Schwerin. In: *Dt. Bühnen-Almanach.* Hrsg.: A. Entsch. 47. Jg. Berlin 1883, S. 209—213.
183. Deharde, Gustav: Hundert Jahre Staatstheater Schwerin. In: *Festprogramm anläßl. d. Hundertjahrfeier d. Mecklenburgischen Staatstheaters 1836—1936.* (Schwerin 1936), S. 8—18 m. 8 Abb.
184. Dienst- und Hausgesetze für das Großherzogliche Hoftheater in Schwerin i. M. ([Bearb.: Karl] von Ledebur.) Schwerin 1897. 1 Bl., 90 S.
185. Dinkelage, [Karl] von: Das Großherzogliche Hoftheater, Schwerin. In: *Mecklenburg im Kriege. Der Heimat u. ihren Kämpfern gewidmet v. d. Mecklenburgischen Ztg.* Schwerin 1918, S. 213.
186. Dreifuß, Alfred:) Schwerin und sein Theater. Eine Ausstellung des Mecklenburgischen Staatstheaters im Hause des Kulturbundes zur Demokratischen Erneuerung Deutschlands. (Schwerin) 1955. 8 Bl. m. 9 Abb.
187. Drude, Tilly: Erinnerungen an Hofschauspieler Max Drude [u. d. Schweriner Theater 1872—1903]. In: *Mecklenburgischer Musen-Almanach 1933.* Hrsg.: C. Dittmer. Schwerin i. M. [1933], S. 25—29 m. 1 Taf.
188. Ehrlich, Lothar: Schweriner Akademie 1753 — lebendiges Erbe für die realistische deutsche Theaterkunst. In: [Programm] *Mecklenburgisches Staatstheater, Conrad Ekhof-Woche. Festwoche d. dt. Schauspiels, 14. Juni bis 21. Juni 1953.* (Schwerin 1953), S. 20—27.
189. Ellmenreich, Albert: 1836—1859. Alt-Schweriner Hoftheater. Erinnerungen. Schwerin [1922] (= Sonderdr. aus d. *Illustr. Sonntags-Beil. d. Mecklenburgischen Ztg.*). 166 S.; 3 Bl. Abb.
190. Erdmann, Hans: Schwerin. In: *Musik in Geschichte u. Gegenwart. Allg. Enzyklopädie d. Musik.* Hrsg.: F. Blume. Bd. 12. Kassel [usw.] 1965, Sp. 405—414 m. 2 Abb.; 1 Taf.
191. 3. Okt. 1886. Feierliche Eröffnung des neuen großherz. Hoftheater-Gebäudes in Schwerin. In: *Almanach d. Genossenschaft Dt. Bühnen-Angehöriger.* Hrsg.: E. Gettke. 15. Jg. Leipzig 1887, S. 141—143.
192. Evers, Paul Friedrich: 1911, ein Jubiläumsjahr des Schweriner Hoftheaters. In: *Hamburger Nachrichten* 1911, Nr. 191. — *Die Dt. Bühne. Amtl. Bl. d. Dt. Bühnenvereins.* 3. Jg. Berlin 1911, S. 121—125.
193. [Fernow, Karl Ludwig:] Sendschreiben an den Schauspieldirector, Herrn Fischer, ueber das Schwerinsche Theater. Schwerin 1792. 48 S.
194. Gahlbeck, Rudolph: Generalmusikdirektor Prof. Willibald Kaehler [u. d. Schweriner Oper 1906—31]. In: *Mecklenburgische Mhefte. Zs. zur Pflege heimatl. Art u. Kunst.* 7. Jg. Rostock 1931, S. 241—244 m. 2 Abb.
195. Zur Geschichte des hiesigen Hoftheaters. In: *Mecklenburgische Anzeigen (Schwerin)* 1878, Nr. 30.
196. Günther, Johannes: Ekhof in Mecklenburg. In: *Mecklenburgische Mhefte. Zs. zur Pflege heimatl. Art u. Kunst.* 5. Jg. Rostock 1929, S. 80—84 m. 3 Abb.
197. Härtwig, Dieter: Die Mecklenburgische Staatskapelle. In: *Musik u. Ges.* 11. Jg. Berlin 1961, S. 145—151 m. 3 Abb.
198. Härtwig, Dieter: Ein unbekannter Wagner-Brief in Schwerin [zur Aufführung d. „Tannhäuser“ 1852]. In: *Musik u. Ges.* 10. Jg. Berlin 1960, S. 553—660 m. 6 Abb.
199. Hagemeister, Erich: Einige unzeitgemäße Gedanken über das Theater. Scherzhafte [theaterhistorische] Plauderei. In: *Mecklenburgische Mhefte.* 15. Jg. Schwerin 1939, S. 20—22.
200. Hagemeister, Erich: Das Mecklenburgische Staatstheater. (Von der Revolution bis zur Gegenwart.) In: *Mecklenburgische Mhefte. Zs. zur Pflege heimatl. Art u. Kunst.* 4. Jg. Rostock 1928, S. 243—247 m. 7 Abb.
201. Hagemeister, Erich: Hundert Jahre Mecklenburgisches Staatstheater. In: *Mecklenburgische Mhefte. Zs. zur Pflege heimatl. Art u. Kunst.* 11. Jg. Rostock 1935, S. 564—568 m. 3 Abb.
202. Hagemeister, Erich: Mecklenburgische Theatergeschichte. In: *Theater-Tagebl. Dt. Theaterdienst.* 6. Jg. Berlin 1934, Nr. 1350.
203. Hofmeister, [Adolph]: Joh. Friedr. Schönemanns Andachtsbuch [1756]. In: *Jbb. d. Vereins f. mecklenburgische Geschichte u. Alterthumskunde.* 57. Jg. Schwerin 1892, 2. Quartalsber., S. 10—12.

204. Das neue Großherzogliche Hoftheater zu Schwerin. In: Sonntagsbeil. d. Mecklenburgischen Ztg. (Schwerin) 1886, Nr. 40.
205. Das Interimsgebäude des Großherzoglichen Hoftheaters zu Schwerin. In: Mecklenburgische Anzeigen (Schwerin) 1882, Nr. 233.
206. Jubiläum bei der Fritz-Reuter-Bühne des Schweriner Theaters. Vor 50 Jahren begonnen. In: Norddt. Ztg. (Schwerin) v. 26. V. 1970 (Nr. 121). — Unser Mecklenburg. Heimatbl. f. Mecklenburger u. Vorpommern. Bremen 1970, Nr. 351, S. 22.
207. Das 50jährige Jubiläum des Schweriner Hoftheaters. In: Dt. Bühnen-Genossenschaft. Offiz. Organ d. Genossenschaft Dt. Bühnen-Angehöriger. 15. Jg. Berlin 1886, S. 50 f.
208. K. a.: Hüpfen, spatteln und Fliegenfangen. Vor 100 Jahren — Schwerins erstes Ballett. In: Niederdt. Beobachter (Schwerin) v. 23. I. 1936 (Nr. 18).
209. Kade, Otto [Bearb.]: Die Musikalien-Sammlung des Großherzoglich Mecklenburg-Schweriner Fürstenhauses aus den letzten zwei Jahrhunderten. Unter Abdruck vieler archivalischer Schriftstücke und urkundlicher Belege. Bd. 1.2. [Nebst] Nachtrag: Der musikalische Nachlass weiland Ihrer Königlichen Hoheit der verwitweten Frau Erbgrossherzogin Auguste von Mecklenburg-Schwerin, gebornen Prinzessin von Hessen-Homburg (geb. 1776, gest. 1871). Schwerin 1893 u. 1899. VIII, 484, 424 u. VIII, 142 S. m. zahlr. Notenbeispielen.
210. Kindermann, Heinz: Conrad Ekhs Schauspielers-Akademie [1753/54]. Wien 1956 (= Sitzungsberr. d. Osterreichischen Akademie d. Wissenschaften. Philos.-histor. Klasse. 230. Bd., 2. Abh.). 109 S.; 2 Bl. Abb.
211. Kürschner, Joseph: Die erste theatralische Akademie [1753/54]. In: Illustr. Musik- u. Theater-Journal. 1. Jg. Wien 1876, Nr. 32—39.
212. Küstner, K[arl] Th[eodor]: Hoftheater in Schwerin. In: — —, Taschen- und Handbuch d. Theater-Statistik. Berlin 1855, S. 62—66.
213. Ledebur, Karl von: Aus meinem Tagebuche. Ein Beitrag zur Geschichte des Schweriner Hoftheaters 1883—1897. Schwerin i. M. 1897. 241 S.
214. Generalintendant Karl Freiherr von Ledebur, † 4. November 1913. In: Sonntagsbeil. d. Mecklenburger Nachrichten (Schwerin) v. 9. XI. 1913.
215. Leopoldi, Hans Heinrich: Theater. Mecklenburgisches Staatstheater. Fritz-Reuter-Bühne. In: — —, Schwerin — ein Wegweiser. Schwerin 1967 (= Veröff. d. Stadtarchivs Schwerin. N.F. Bd. 4) [2. Aufl. 1968 (= Veröff. aus Materialien d. Stadtarchivs Schwerin)], S. 122—125 m. 2 Abb.
216. Lisch, G[eorg] C[hristian] F[riedrich]: Ueber die frühesten mecklenburgischen Hoftheater. In: Jbb. d. Vereins f. mecklenburgische Geschichte u. Alterthumskunde. 2. Jg. Schwerin 1837, S. 184—186.
217. Über die Maschinen- und Beleuchtungsanlage des neuen Hoftheaters. — Die Ausstattung des neuen Hoftheatergebäudes. — Der Konzertsaal des Großherzoglichen Hoftheaters. — Der Vorhang des neuen Hoftheaters. In: Mecklenburgische Anzeigen (Schwerin) 1886, Nr. 203, 223, 227 u. 289.
218. Meyncke, Wilhelm: Theaterspiel am Fürstenhofe. Aus der Vergangenheit des Staatstheaters. In: Mecklenburgische Mhefte. Zs. zur Pflege heimatl. Art u. Kunst. 4. Jg. Rostock 1928, S. 239—242 m. 4 Abb.
219. Meyer, Clemens: Anhang zur Geschichte der Mecklenburg-Schweriner Hofkapelle. In: Jbb. d. Vereins f. mecklenburgische Geschichte u. Altertumskunde. 83. Jg. Schwerin 1919, S. 47—57.
220. Meyer, Clemens: Geschichte der Mecklenburg-Schweriner Hofkapelle. Geschichtliche Darstellung der Mecklenburg-Schweriner Hofkapelle von Anfang des 16. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Schwerin i. M. 1913. 2 Bl., 335 S.; 22 Bl. Abb.
221. Meyer, Clemens: Unser Theater. Ein Gang durch die Geschichte des Mecklenburgischen Staatstheaters 1557—1936. Schwerin (1936). 44 S. m. 25 Abb.
222. Milenz, Hermann: Aus dem Musikleben der Landeshauptstadt Schwerin i. M. Schwerin i. M. 1933. 88 S.
223. Milenz, [Hermann]: Die Pflege der Musik und des Gesanges im Lande Mecklenburg, speziell in der Hauptstadt Schwerin, einst und jetzt. In: Mecklenburger Nachrichten (Schwerin) v. 28. XII. 1924 (Nr. 303); 4. u. 11. I. 1925 (Nr. 3 u. 9).
224. Vom Musikleben am mecklenburgischen Hofe im 18. Jahrhundert. In: Sonntagsbeil. d. Mecklenburgischen Ztg. (Schwerin) v. 28. IV. 1912.
225. Nachrichten von einer deutschen Schauspieler-Akademie [1753/54]. (Aus den Tagebüchern dieser Akademie gezogen.) In: Theater-Kalender auf d. Jahr 1779. Gotha (1778), S. 22—36.

226. Neese, Wilhelm: Die „Niederdeutsche Bühne Schwerin“. Ein Beitrag zur Hundertjahrfeier des Staatstheaters. In: Mecklenburgische Mhefte. 12. Jg. Rostock 1936, S. 186—188 m. 2 Abb.
227. Der Neubau des Großherzoglichen Hoftheaters. In: Mecklenburgische Anzeigen (Schwerin) 1886, Nr. 230.
- 227a. Ohle, Walter: Theater. In: — —, Schwerin-Ludwigslust. Leipzig (1960), S. 63—68 m. 1 Abb.
228. P. F.: „Schwerin und sein Theater.“ Die ersten Anfänge vor 200 Jahren. — Zur Ausstellung im Kulturbund. In: Norddt. Leuchtturm. Wochenbeil. d. Norddt. Ztg. (Schwerin) v. 15./16. X. 1955 (Nr. 136).
229. Putlitz, Elisabeth (Gans) zu: Gustav zu Putlitz. Ein Lebensbild. Aus Briefen zusammengestellt und ergänzt. 2. Th. Berlin 1894. 281 S.; 2 Taf.
230. Putlitz, Gustav [Gans] zu: Theater-Erinnerungen. Bd. 2. Berlin 1874. 258 S.
231. Quade, G[ustav]: Das neue Hoftheater in Schwerin. In: Illustr. Ztg. Wöchentl. Nachrichten über alle Ereignisse, Zustände u. Persönlichkeiten d. Gegenwart. Bd. 87. Leipzig u. Berlin 1886, No. 2260, S. 412, 414 m. 1 Abb.
232. Raabe, Wilhelm: Das Großherzogliche Hoftheater in Schwerin. In: — —, Mecklenburgische Vaterlandskunde. 2. Aufl., gänzl. umgearb. u. bis zur Gegenwart verb. u. vervollst. v. Gustav Quade. Bd. 2. Wismar 1895, S. 528—536.
233. Kurzer Rückblick auf Theater und Musik in Schwerin vor 70 Jahren. In: Sonntagsbeil. d. Mecklenburgischen Ztg. (Schwerin) 1887, Nr. 38.
234. Schaarschmidt, Ingeborg: 125 Jahre Theater in Schwerin. In: Theaterdienst. 16. Jg. Berlin 1961, H. 3, S. 3 f.
235. Schmidt, Albert: Das Großherzogliche Hoftheater in Schwerin. In: Bühne u. Welt. Zs. f. Theaterwesen, Litteratur u. Musik. 5. Jg. 2. Halbj. Berlin 1903, S. 625—634 m. 12 Abb.
236. Der neue Leiter des Großherzoglichen Hoftheaters, Dr. Alfred Schmiedens-Schmidtgen. In: Sonntags-Beil. d. Mecklenburgischen Ztg. (Schwerin) v. 21. XII. 1913. — Sonntags-Beil. d. Mecklenburger Nachrichten (Schwerin) v. 28. XII. 1913.
237. Schumacher, Paul Friedrich: Aufbau auch in der Oper des Mecklenburgischen Staatstheaters [unter d. Intendanz Gustav Dehardes 1935—37]. In: Mhefte f. Mecklenburg. 13. Jg. Schwerin 1937, S. 417.
238. Schwerin. In: Allg. Theater-Lexikon oder Encyclopädie alles Wissenswerthen f. Bühnenkünstler, Dilettanten u. Theaterfreunde. Hrsg.: R. Blum, K. Herloßsohn, H. Marggraff. Bd. 6. Altenburg u. Leipzig 1842, S. 314—316.
239. Silberstein, Siegfried: Jüdische Musiker in der Schweriner Hofkapelle. (1773 bis 1912.) In: Allg. Ztg. d. Judentums. 81. Jg. Berlin 1917, S. 270—272, 283 f.
240. Mecklenburgische Staatskapelle. 400 Jahre. 1563—1963. Festwoche vom 6. bis 15. Juni 1963. (Hrsg. v. d. Dramaturgie d. Mecklenburgischen Staatstheater [!]. Red.: Eginhard Röhlig.) Schwerin 1963. 28 S. m. zahlr. Abb.
241. 125 Jahre Mecklenburgisches Staatstheater Schwerin. Red.: Ingeborg Schaarschmidt. Schwerin [1961]. 46 S.; 16 Taf.
242. Stör, Albrecht: Sechs und dreißig Jahre am Hoftheater zu Schwerin. [Die Oper unter Kapellmeister Alois Schmitt.] In: Rostocker Ztg. 1892, Nr. 225, 239, 277, 281 u. 285. [Sonderdr.] Rostock 1892. 22 S.
243. Tank-Mirow, Helene: Geschichte des Schweriner Hoftheaters 1836—1882. In: Jbb. d. Vereins f. mecklenburgische Geschichte u. Altertumskunde. 87. Jg. Schwerin 1923, S. 71—106. 88. Jg. 1924, S. 59—116 (vorher Phil. Diss. Rostock 1922).
244. Weddingen, Otto: Das Großherzogliche Hoftheater in Schwerin i. M. In: — —, Geschichte d. Theater Deutschlands in hundert Abhh. dargestellt. Bd. 2. Berlin [1906], S. 993—1014 m. 24 Abb.; 1 Taf.
245. Wedemeier, Friedrich: Beiträge zur Geschichte des Großherzoglichen Hoftheaters in Schwerin während der ersten 25 Jahre seines Bestehens. In: Archiv f. Landeskunde in d. Großherzogthümern Mecklenburg u. Revüe d. Landwirtschaft. 10. Jg. Schwerin 1860, S. 705—720. 11. Jg. 1861, S. 1—64, 167—183. [Sonderdr.] Schwerin 1861. 99 S.
246. Wienrich, Adele: Am Schweriner Hoftheater. In: Bühnen-Dekameron. Sammlung selbst erzählter, heiterer u. ernster Erlebnisse berühmter u. beliebter Künstlerinnen u. Künstler d. Bühne. Hrsg.: G. Gellert. Berlin 1906, S. 330—333.
- 246a. Wimmermark, J.: Eine Richard-Wagner-Reminiscenz [1873]. In: Neue Musik-Ztg. Illustr. Familienbl. 23. Jg. Stuttgart-Leipzig 1902, S. 245 f.

247. W. S.: Der Neubau des Hoftheaters zu Schwerin. In: Dt. Bauztg. Verkündigungsbl. d. Verbandes Dt. Architekten- u. Ingenieur-Vereine. 19. Jg. Berlin 1885, S. 281–286 m. 3 Abb.; 1 Taf.  
Vgl. Nr. 44, 140, 143.

## STRALSUND

248. Altenburg, Otto: Aus der Geschichte des Theaters in Pommern während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Baltische Studien. N.F. Bd. 33. Stettin 1931, S. 197–216.
249. Arno, Hermann: Theater zu Stettin und Stralsund im 18. Jahrhundert. In: Generalanzeiger f. Stettin v. 23. I. 1935.
250. Buchholz, Gustav: Theater [1765–85]. In: — —, Neuvorpommersches Leben im 18. Jahrhundert nach d. Tagebuche d. Stralsunder Predigers Joh. Chr. Müller (1720–72). Phil. Diss. Greifswald 1910, S. 144–154. — Pommersche Jbb. Bd. 12. Greifswald 1911, S. 38–48.
251. Feierliche Eröffnung der neuen Kammerbühne. In: Der Demokrat (Rostock) v. 11. X. 1955.
252. Ewe, Herbert: Von den „Hoffkomödianten“ zum Theater der Werftstadt. In: — —, Stralsund. 2. Aufl. Rostock 1965, S. 131–140 m. 2 Abb.
253. Kurze Geschichte des Stralsundschen Theaters. In: Hamburgisch- u. Altonaische Theater- u. Litteratur-Ztg. Nebst verschiedenen Nachrichten aus d. Gebiete d. Gelehrsamkeit u. Kunst. Bd. 3. Altona 1800, S. 119–126.
254. Granzow, Klaus: Vom „Gespenst in der Mühle“ bis zur „Zauberflöte“. Die Theater-Saison in Stralsund im Jahre 1813. In: Unser Pommern. Vjschr. f. Heimat u. Volkstum. 4. Jg. Hamburg 1966, H. 1, S. 35 f.
255. Gülzow, Erich: Stralsund und Greifswald im Jahre 1801 nach der Reisebeschreibung des Leipziger Professors Eck. In: Mbl. Hrsg. v. d. Ges. f. pommersche Geschichte u. Altertumskunde. 46. Jg. Stettin 1932, S. 23 f.
256. Kabel, Brigitte: Stralsunder Theatergeschichte. In: Norddt. Neueste Nachrichten (Rostock) 1969, Nr. 190, 192, 196, 198, 202 u. 204.
257. Melitz, Leo: Geschichte des Stadt-Theaters in Stralsund 1834–1884. Eine Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des neuen Schauspielhauses. Stralsund 1884. 32 S.
258. Meyer, Wilhelm: 175 Jahre Stralsunder Theater. In: Die Bühne. Zs. f. d. Gestaltung d. dt. Theaters. [8. Jg.] Berlin 1942, H. 1, S. 9 f.
259. Der Neubau des Stadttheaters in Stralsund. In: Stralsundische Ztg. 1913, Nr. 114.
260. Pooth, Peter: 175 Jahre Stralsunder Theaterkultur. In: Das Bollwerk. Mschr. f. Kultur u. Heimat in Pommern. 12. Jg. Stettin 1941, S. 146–148.
261. Richtfest des Stadttheaters vor 100 Jahren. In: Stralsundische Ztg. 1933, Nr. 228.
262. Vom „Rotkäppchen“ bis zu „La Farola“. Fünf Jahre Pioniertheater. In: Norddt. Neueste Nachrichten (Rostock) 1966, Nr. 94.
263. Rudolph, Wolfgang: Verboten oder verstümmelt? Die Uraufführung der „Räuber“ in Stralsund. In: Norddt. Ztg. / BezAusg. Rostock 1955, Nr. 107.
264. [Struck, Ferdinand:] Die Direktionszeit Karl Beckers 1887 bis 1894. Theatergeschichtlicher Rückblick. In: Stralsundische Ztg. 1894, Nr. 68.
265. Struck, Ferdinand: Aus Stralsunds Theatergeschichte. In: Stralsunder Tagebl. 1934, Nr. 197.
266. Struck, Ferdinand: Das Verbot der „Räuber“-Aufführungen in Stralsund. In: Stralsundische Ztg. 1894, Nr. 89.
267. Struck, Ferdinand: Die ältesten Zeiten des Theaters zu Stralsund. (1697–1834.) Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Stralsund 1895. 134 S. m. 1 Abb.; 1 Bl. Faks.  
[Auszüge] In: Sonntagsbeil. d. Stralsundischen Ztg. 1895, Nr. 6–8, 10–12 u. 14.
268. 175 Jahre Stralsunder Theater. Hrsg.: Statistisches Amt u. Informationsdienst d. Stadt Stralsund. Stralsund 1941. 263 S.; 17 Bl. Abb., 1 eingekl. Taf.  
[Enth. u. a.: Peter Pooth, Aus der Geschichte des Stralsunder Theaters. S. 17–102. — Wilhelm Meyer, Vom Kniepertor zum Alten Markt. Stralsunds Weg zur Marktspielstadt. S. 105–112. — Erwin Roloff, De Plattdütsch Späldäl to Stralsund. S. 112–114. — Wilhelm Meyer, Hitler-Jugend und NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ im Stralsunder Theaterleben. S. 114–117. — Erwin Roloff, Alphabetisches Verzeichnis der 1834 bis 1941 aufgeführten Stücke. S. 119–236. — Otto Henning, Als erster Direktor im neuen Haus [1916–18]. S. 244 f. — Max Höhne, Vor 25 Jahren . . . Erinnerungen an das Stral-

- sunder Stadttheater. S. 245—249. — Rudi Gfaller, Aus meinen Stralsunder Glücksjahren [1905—07]. S. 249—252. — Max Dreyer, Erinnerungen an berühmte Gäste des Theaters am Alten Markt. S. 252—255.]
269. 185 Jahre Stralsunder Theater. Das Komödienhaus in der Mönchstraße. Das Theater am Kniepertor. In: Landesztg. (Schwerin) 1951, Nr. 56 u. 65.
270. 12 Jahre Theater der Werftstadt Stralsund. In: Stralsunder Mhefte. Stralsund 1957, Nr. 4, S. 6—8 m. 1 Abb.
271. Theaterarchiv in Stralsund. In: Generalanzeiger f. Stettin v. 2. V. 1943.
272. Der Vorhang hob sich im neuen Haus. Wechselvolle Theatergeschichte. In: Der Demokrat (Rostock) 1968, Nr. 278.
273. Weddingen, Otto: Das Stadttheater in Stralsund. In: — —, Geschichte d. Theater Deutschlands in hundert Abhh. dargestellt. Bd. 2. Berlin [1906], S. 1020—1027 m. 1 Abb.
274. W(ehrmann), M[artin]: Schillers Räuber in Stralsund. In: Mbl. Hrg. v. d. Ges. f. Pommersche Geschichte u. Altertumskunde. 19. Jg. Stettin 1905, S. 74—77.
275. W[idmann], Wilhelm: Aus den Anfängen der Schillerschen Räuber. In: Neues Tagbl. (Stuttgart) 1901, Nr. 267.
276. Wunderlich, von: Ein Blick hinter die Kulissen des alten Stralsunder Komödienhauses. In: Stralsundische Ztg. 1934, Nr. 138. Vgl. Nr. 50.

STRELITZ vgl. Neustrelitz.

## WISMAR

277. Brecht, Ernst: Theater, Kunst und Musik in Wismar. In: Mecklenburgische Mhefte. Zs. zur Pflege heimatl. Art u. Kunst. 5. Jg. Rostock 1929, S. 549—552 m. 4 Abb.
278. Eilmenreich, Albert: Wismar. In: — —, 1836—1859. Alt-Schweriner Hoftheater. Erinnerungen. Schwerin [1922] (= Sonderdr. aus d. Illustr. Sonntags-Beil. d. Mecklenburgischen Ztg.), S. 4—11.
279. Grotefend, (H[ermann]): Aus der Jugend des Schauspielers Conrad Ernst Ackermann. In: Jbb. d. Vereins f. mecklenburgische Geschichte u. Alterthumskunde. 55. Jg. Schwerin 1890, S. 288—292.
280. Heidmüller, Otto: Das Stadttheater in Wismar während des Krieges. In: Mecklenburg im Kriege. Der Heimat u. ihren Kämpfern gewidmet v. d. Mecklenburgischen Ztg. Schwerin 1918, S. 216 f.
281. H. G. T.: Wismar. In: Allg. Theater-Lexikon oder Encyclopädie alles Wissenswerthen f. Bühnenkünstler, Dilettanten u. Theaterfreunde. Hrg.: R. Blum, K. Herloßsohn, H. Marggraff. Bd. 7. Altenburg u. Leipzig 1842, S. 225 f.
282. Holtz, Otto: Die Niederdeutsche Bühne Wismars [1925—33]. In: Mecklenburgische Mhefte. Zs. zur Pflege heimatl. Art u. Kunst. 9. Jg. Rostock 1933, S. 147 f. m. 1 Abb.
283. Jeppe, Wilhelm: Wismars neuere Theatergeschichte (1860—1922). In: Mecklenburger Tagesbl. / Wismarer Ztg. v. 30. IX., 1., 3. u. 4. X. 1922 (Nr. 228—231).
284. Kranz, Greta: Die Bedeutung der niederdeutschen Bühne Wismar. In: Die Spange. Jb. d. Kreises Wismar 1942. [3. Jg.] Wismar [1941], S. 56—60.
285. Martens, L[eo]: Die Entwicklung des Theaters in der 725jährigen Geschichte Wismars. In: [Programm] Deine Bühne. Theater d. Werftstadt Wismar. Spielzeit 1954/55, H. 1/2, S. 7—9 m. 5 Abb.
286. Martens, Leo: Wismarer Theatergeschichte durch die Jahrhunderte. In: Festschr. zur 725-Jahrfeier d. Stadt Wismar a. d. Ostsee. Wismar 1954, S. 78—80 m. 2 Abb.
287. O. K-g.: Ein Beitrag zur Geschichte des Theaterwesens in Mecklenburg [1735]. In: Mecklenburgische Ztg. (Schwerin) v. 18. XI. 1892.
288. Rudin, Bärbel: Hanseatische Komödianten in Deutschland [1601/02]. Neue Belege für eine Hypothese Ludwig Tiecks. In: Kleine Schr. d. Ges. f. Theatergeschichte. H. 23. Berlin 1969, S. 64—67.
289. Suhr, H[einrich]: Das Wismarer Stadttheater. In: Wismar. Berlin-Halensee 1927 (= Deutschlands Städtebau), S. 39 f. m. 3 Abb.
290. Techen, F[riedrich]: Achtzig Jahre Stadttheater in Wismar. In: Mecklenburger Tagesbl. / Wismarer Ztg. v. 24., 28. u. 29. IX. 1922 (Nr. 223, 226 u. 227).
291. Techen, F[riedrich]: Von vergangenen Zeiten. [Der Theaterbau v. Heinrich Thormann, 1839—42.] In: Mecklenburger Tagesbl. / Wismarer Ztg. 1920, Nr. 238.
292. Willgeroth, Gustav: Das Schauspielhaus [1797—1860]. In: — —, Bilder aus Wismars Vergangenheit. Gesammelte Beitr. zur Geschichte d. Stadt Wismar. Wismar 1903, S. 76—78. Vgl. Nr. 44, 212, 243, 245.

## WOLDEGK

293. Schüßler, Herm[ann]: Alt-Woldegk. „Vor hundert Jahren.“ In: Mecklenburg-Strelitzer Heimatbl. 10. Jg. Neustrelitz 1934, S. 47—54.

## WOLGAST

294. Fredén, Gustaf: Der Landesherr von Pommern-Wolgast und die Bühne. In: —, Friedrich Menius u. d. Repertoire d. englischen Komödianten in Deutschland. Phil. Diss. Uppsala 1939, S. 82—116, 492—499.
295. Meyer, C. F.: Englische Komödianten am Hofe des Herzogs Philipp Julius von Pommern-Wolgast. In: Jb. d. Dt. Shakespeare-Ges. 38. Jg. Berlin 1902, S. 196—211. Vgl. Nr. 27, 78.

## NACHTRÄGE

- 3a. Beckmann, Paul: Plattdeutsches Theater in Mecklenburg. In: Mecklenburgische Mhefte. Zs. zur Pflege heimatl. Art u. Kunst. 9. Jg. Rostock 1933, S. 203—205.
- 8a. Erdmann, Hans: Mozart in norddeutscher [speziell mecklenburgischer] Resonanz. In: Ber. über d. [4.] Internationalen Musikwissenschaftl. Kongreß Wien, Mozartjahr 1956. Hrsg.: E. Schenk. Graz-Köln 1958, S. 156—169.
- 19a. Schack, Ilse: Sowjetische Dramen an mecklenburgischen Bühnen (Schwerin, Rostock, Stralsund, Greifswald) von 1949 bis 1959. Phil. Staatsexamensarbeit Greifswald 1960. 95 Bl. [Masch.].
- 99a. Hustaedt, [Roderich]: Die Entwicklung des Theaterwesens in Neustrelitz. In: Unser Mecklenburg. Heimatbl. f. Mecklenburger u. Vorpommern. Bremen-Vahr 1958, Nr. 81, S. 3—5 m. 3 Abb.
- 111a. Wanschura, Dagmar: Abriß der Geschichte des Neustrelitzer Theaters von seiner Gründung im Jahr 1776 bis zum Ende des 2. Weltkrieges 1945. Versuch einer historischen Periodisierung und Untersuchung der gesellschaftlichen Funktion des Theaters. Phil. Staatsexamensarbeit Humboldt-U. Berlin 1964. 136, 14 Bl. [Masch.]

## Australische Short Stories

Hans Georg Heun

Noch vor 10 Jahren konnte ein Buch von Peter Grubbe erscheinen mit dem herausfordernden Titel „Der vergessene Kontinent“ und dem Zusatz „Australien – Neuseeland im Schatten Asiens“ (Hamburg 1965). Zu Beginn unseres Jahrhunderts hätte man die Überschrift „Der vergessene Kontinent“ wohl kaum beanstandet. Man kannte zwar die großen Städte Sydney und Melbourne, wußte aber kaum etwas von ihrem Hinterland. Australien ist weit weg, 'down under', sagte man in Europa. Ungefähr 70 % der Bevölkerung, etwas mehr als 13 Millionen Einwohner (1973) leben in den Städten des Landes. Viele von ihnen sind nie aus ihren Wohnorten herausgekommen und haben keinen rechten Begriff von der Größe ihres Heimatlandes.

So kann ein moderner Schriftsteller Australiens, Arthur W. Upfield, in seinem lesenswerten Roman *Death of a Lake* (Reprint 1972), (Der sterbende See 1954) schreiben: "Them cityfellers can't even imagine how big Australia is. They think the rest of Australia is another suburb or something." (p. 111) – „Die Stadtmenschen können sich nicht vorstellen, wie groß Australien ist. Sie meinen, was dann noch von Australien übrigbleibt, ist auch ein Vorort oder sonst was.“ In Patrick White's Roman ‚Voß‘ (1957, dt. 1958), der die mißglückte erste Durchquerung Australiens von Ost nach West behandelt, die der deutsche Forscher Ludwig Leichhardt 1848 unternommen hat, fragt der Arzt Dr. Badgery auf einer Gesellschaft in Sydney ein junges Mädchen: 'Tell me, Miss Wilson', 'are you well acquainted with the country?' – 'Oh, dear, no. I have been very seldom into the bush'. (p. 340) – „Sagen Sie, Miß Wilson, kennen Sie Ihr Land gut?“ – „O nein, mein Lieber. Ich war sehr selten im Busch“, lautet die recht bezeichnende Antwort der Dame.

Die Bezeichnungen 'the bush' und 'the outback' werden von den Bewohnern Australiens auf das unbewohnte oder dünnbesiedelte Hinterland der Städte angewandt, also auf Felder, Weideland, Wälder, Steppe und Wüste – oft ohne Unterschied. Es sind Gegenden, die vielen Städtern gar nicht oder wenig bekannt sind<sup>1)</sup>.

In demselben Jahr wie Grubbe veröffentlicht der Reiseschriftsteller Hans-Otto Meißner sein Australienbuch: „Das fünfte Paradies“ (Stuttgart 1965), dessen Einleitungskapitel überschrieben ist: „Australien, der kaum bekannte Erdteil.“ Heute, nach dem Erscheinen der genannten Bücher, ist der Ferntourismus Europas bemüht, den angeblich in Vergessenheit geratenen Erdteil den Reiselustigen zu erschließen, sie auf den bequemsten und lohnendsten Wegen nach dem fernen Kontinent zu führen und ihnen die Sehenswürdigkeiten des „fünften Paradieses“ zu zeigen. Das ist vor den Unternehmungen der Ferntouristik schon in Reisebeschreibungen und den Erzeugnissen der schöngeistigen Literatur geschehen.

Um ein Beispiel zu nennen: Eine Landschaft von ganz besonderer Eigenart ist *The Great Australian Outback* – ein weit ausgedehntes Steppengebiet, durchzogen von der Bergkette der *Macdonald Ranges*. Es ist die Gegend, in der – im Herzen von Australien – die kleine Stadt *Alice Springs* – Quellen der Alice – liegt. Ein paar Kilometer nördlich verläuft 'The Tropic of the Capricorn' – der Wendekreis des Steinbocks. Die erwähnten Quellen werden 1871 beim Bau des Überlandtelegraphen von *Adelaide* nach *Darwin* entdeckt und nach der Gattin des Bauleiters Sir Charles Todd 'Alice Springs' genannt. Seit dem Erscheinen des Romans 'A Town like Alice' (1950) des englischen Schriftstellers Nevil Shute (1899–1960) ist die kleine Stadt (1926: 40 Einwohner; 1968: 8000 Einwohner) ein Luftkurort und Ausflugsziel der Australier und seit kurzem eine Station auf den Australienflügen des Ferntourismus. So hört Australien nach und nach auf, terra australis incognita zu sein.

Doch wie steht es mit dem schöngeistigen Schrifttum dieses Landes. Die Bemühungen, es über die Grenzen Australiens bekannt zu machen, sind seit dem Entstehen dieser Literatur — etwa um die Mitte des letzten Jahrhunderts — im Gange, in nicht Englisch sprechenden Ländern nach 1900.

Es würde zu weit führen, hier einen Gesamtüberblick über diese Bemühungen zu geben. Im Rahmen meines Themas beschränke ich mich auf die Interpretation einiger für Australien charakteristischer Beispiele der Short story. Diese Prosagattung der erzählenden Dichtung steht unter den Erzeugnissen der schöngeistigen Literatur dieses Landes nach ihrem künstlerischen Wert und ihrer Beliebtheit bei der Lesergemeinde unbestritten in vorderster Reihe<sup>2)</sup>. Nach Form und Gehalt wird ein ganz eigener Typus dieser Kurzprosa in der australischen Zeitschrift *'The Bulletin'* (1880—1960) entwickelt, der für viele gleichzeitige und spätere Erzählungen dieser Art beispielgebend wird: realistische Stories um Land und Leute des fünften Kontinents<sup>3)</sup>.

Henry Lawson (1867—1922)

*Send Round the Hat (Wenn der Hut umgeht)*

Seit 1887 ist Lawson, der angesehenste australische Dichter der ersten Dezennien unseres Jahrhunderts, Mitarbeiter des *Bulletin*. Er ist als Balladendichter und vornehmlich als Verfasser von Short stories hervorgetreten<sup>4)</sup>.

Zu den *Short stories des Bulletin-Typus*, die dem Leser australische Lebensgestaltung und Wesensart nahebringen, zählen im besonderen Erzählungen, die den Gedanken der *'mateship'*<sup>5)</sup> herausstellen. *'Mateship'* — ein altes englisches, heute in England nicht mehr gebräuchliches Wort — hat im Australian English ein come back erlebt zu einem standard word und seine Bedeutung eindringlicher gestaltet; es könnte ein Australianismus genannt werden. *'Mateship'* meint die tatbereite Kameradschaft des einen für den anderen in kritischen Lebenslagen — im Grunde ein männliches Ideal menschlicher Beziehungen — jedoch nicht ausschließlich. Man erweist *'mateship'* dem Freunde, dem Sportgefährten, dem Arbeitskollegen, überhaupt jedem hilfsbedürftigen Mitmenschen, wer immer es auch sei. *'Mateship'* ist ein sittliches Gebot. In sehr bezeichnender Weise kommt diese Gesinnung zum Ausdruck in ein paar Versen, die Lawson seiner Short story *'Send round the hat'* als Motto voranstellt:

'If a man's in a hole you must pass round the hat —  
Were he jail-bird or gentleman once.'

„Wenn einer mal in'ne Patsche gerät —  
War er Galgenstrick einst oder feiner Mann —  
Dann sorgt man dafür, daß der Hut umgeht.“

(Elisabeth Schnack)<sup>6)</sup>.

Die Short story spielt auf einer Schafstation bei *Bourke* (ca. 600 km nordwestlich von Sydney). Held dieser Erzählung Lawsons ist Bob Brothers, ein Schafscherer — etwa 1,90 m groß, ungefähr 25 Jahre alt. Die übrigen Personen sind durchweg Nebenfiguren. Wenn die Zeit der Schafschur vorüber ist oder ihn die Lust ankommt, in seiner Freizeit tätig zu sein — und das ist fast immer der Fall — hilft Bob überarbeiteten Frauen im Busch, er schleppt sich mit den Kleinkindern ab, holt Wasser, schneidet Brennholz, kurz, er verrichtet anfallende Arbeiten aller Art. Ist jemand in Not geraten, geht er bei den Arbeitskameraden herum und sammelt in seinem abgegriffenen alten Hut Geld, um dem Bedrängten zu helfen, ohne Ansehen der Person. Das hat ihm den Spitznamen *'Send round the hat'* — Titel dieser Short story — bei seinen Kameraden eingetragen. Wegen seiner ungewöhnlichen Größe nennen sie ihn auch Giraffe. Sie fluchen arg jedesmal, wenn er bei ihnen sammelt; in ihrer Gutmütigkeit geben sie aber immer, der eine mehr, der andere weniger, und beweisen, daß auch sie hilfsbereit sind.

In einer Folge humorvoller Szenen wird Bobs unermüdliche Sammeltätigkeit vorgeführt. Sie erreicht ihren „Höhepunkt“ in den Bemühungen, vier käuflichen Damen, die gegen Ende der Schafschur aus Sydney heraufgekommen sind, aus der Patsche zu

helfen. Es hatte in ihrem Etablissement eine Prügelei gegeben. Darauf warf der Hausbesitzer die Mädchen aus dem Hause, und die Polizei verurteilte sie zu einer Geldstrafe. So hatten sie kein Geld mehr für die Rückfahrt nach Sydney. Die Kumpels Bobs überschütten ihn mit Spott und Hohn, doch er bewahrt die Fassung und bringt schließlich durch seine Sammlung bei den Kameraden das erforderliche Geld für die Heimreise der Mädchen zusammen.

Diese Short story Lawsons ist in ihrer äußeren Form eine Icherzählung, die Harry, ein Kumpel Bobs, ungemein lebendig vorträgt. Die Schilderung der guten Taten Bobs ist das Hauptanliegen des Verfassers. Weit weniger wichtig ist die eigentliche Handlung, die einen Ausschnitt aus seinem Lebenslauf wiedergibt: die Werbung Bobs um ein Mädchen in Bendigo (Victoria). Wegen seiner Größe ist er gehemmt, ihr seine Liebe zu gestehen, weil er eine Ablehnung befürchtet. Sie liebt ihn, ist aber ihrerseits zu scheu, ihm das zu zeigen, da sie sehr klein ist. Schließlich rafft sie sich doch in einem Brief an ihn zu einem Geständnis auf. Als Bob nach Beendigung der laufenden Schafschur zu ihr aufbricht, überreichen seine Kameraden ihm einen größeren Geldbetrag für die Einrichtung seines Haushalts und zeigen sich auch ihrerseits als wirkliche Kameraden. Bob ist bestürzt über soviel 'mateship' und will einen Teil des für ihn gesammelten Geldes zurücklassen. Stockend sagt er: 'Look here, you chaps, I don't know what I'm going to do with this all this stuff. There's that poor washer-woman that scalded her legs liftin' the boiler of clothes off the fire.' — „Hört mal, Jungen, ich weiß wirklich nicht, was ich mit all dem Geld machen soll. Und da ist doch die arme Waschfrau, die sich das Bein verbrüht hat, als sie den Waschzuber vom Feuer gehoben hat . . .“

Der ernst gemeinte Vorschlag Bobs löst allgemeine Heiterkeit bei seinen Arbeitskameraden aus. 'We shoved him into the carriage. He hung — about half of him — out the window, wildly waving his hat, till the train disappeared in the scrub.' — „Wir schoben ihn ins Abteil“, beendet Harry die Erzählung, „er hing aus dem Fenster — mindestens die Hälfte von ihm — und winkte wie wild mit seinem Hut, bis der Zug im Busch verschwand.“

Gavin Casey (1907—1964)

*That Day at Brown Lakes (An dem Tag damals)*

Als namhafter Verfasser realistischer erzählender Prosa (Romane und Short stories) ist in den dreißiger und vierziger Jahren der Schriftsteller und Journalist Gavin Casey hervorgetreten.

'Mateship' zwischen Jugendlichen ist das Thema seiner Short story 'That Day at Brown Lakes' (Sydney 1942) — „An dem Tag damals“ (Wolfgang A. Luchting 1970) 7).

Die Erzählung setzt ganz unvermittelt mit einer Frage ein: „Erinnerst du dich eigentlich noch an den Tag, an dem wir hinausgeradelt sind zu den Brown Lakes?“ — Die Antwort auf die Frage gibt der Fragesteller selbst im unmittelbar darauffolgenden Satz: „Das war ein erfreulicher Tag damals, einer von den denkwürdigen Tagen, die im Grunde so ziemlich wie viele andere sind, die sich einem aber wegen irgendetwas einprägen.“ Frage und Antwort sind in Wirklichkeit unausgesprochene Gedanken des Erzählers. Dieser innere Monolog wird fortgesetzt mit einem Bericht über den Verlauf des Ausflugs. Wo und wann dies Selbstgespräch gehalten wird, erfahren wir erst im Schlußteil der Geschichte.

Zwei Freunde hat das Schicksal nach der gemeinsam verlebten Jugend getrennt, sie sehen sich erst nach Jahren als Erwachsene einmal wieder. Sie sitzen beim Bier zusammen und tauschen ihre Erlebnisse und Erfahrungen aus, die sie in der Zwischenzeit gemacht haben. Der Erzähler findet seinen Jugendgefährten recht verändert vor. Zu seinem Nachteil: Aus dem stämmigen, sportlichen Jungen ist ein fatter, behäbiger, herausgeputzter Mann geworden, dem man seine Wohlhabenheit ansieht. Die Unter-

haltung der beiden verebbt allmählich, und jeder von ihnen hängt seinen Gedanken nach.

In der Form eines inneren Monologs werden Jugenderinnerungen des Erzählers wiedergegeben, besonders ausführlich die Erinnerungen an den Tag, an dem die beiden gemeinsam nach den Brown Lakes radeln, teils auf schlechten Wegen durch den Busch, teils durch hügeliges Gelände zu dem vom Heimatort weit entfernten Ziel. Die anstrengende Fahrt fällt dem Erzähler schwerer als seinem Freunde Dick, der in jugendhaftem Übermut nach einiger Zeit versucht, seinen Begleiter „abzuhängen“, was ihm jedoch nicht gelingt. Am Zielort sind viele Autofahrer vor ihnen eingetroffen, um hier Enten zu schießen. Einer von ihnen leiht den beiden Jungen auch einmal sein Gewehr; sie haben allerdings kein Glück. „Ja, das alles war schön, aufregend und anstrengend, der ganze Tag damals, das Radfahren und Rumtrampen und Essen und Schießen und Geschichtenerzählen“, heißt es in der Schilderung. Die Heimfahrt ist wieder recht strapaziös für beide. Einige Meilen vor ihrem Wohnort hat der Erzähler mit seinem bereits arg mitgenommenen Fahrrad Pech, so daß es für die Weiterfahrt nicht mehr benutzbar ist. Er entschließt sich, den Rest des Heimweges zu laufen. Das will Dick jedoch nicht dulden; er bietet seinem Freunde sein heiles Rad an und will zu Fuß gehen. Dieses im Sinne echter 'mateship' gemachte Anerbieten lehnt der andere strikt ab. Es kommt darüber zu einem lebhaften Wortgeplänkel zwischen den Freunden, bis sie sich schließlich einigen, gemeinsam zu tippeln und ihre Räder zu schieben. Erst nach Mitternacht kommen sie zu Hause an.

Australische Short stories sind häufig Icherzählungen. Vorliegende ist ein innerer Monolog des Erzählers, der hier – im Gegensatz zu dem Berichterstatter der vorhergehenden Story – Hauptfigur ist. Das lautlose Selbstgespräch hält der Erzähler in Gegenwart seines Jugendkameraden bei ihrem Wiedersehen nach Jahren. Tief in Gedanken versunken, merkt sein Gegenüber nichts davon. Bei dieser ungewöhnlichen Erzählweise fallen nähere Angaben über die beiden Jungen fast völlig weg; sie können zum Teil aus ihrem Verhalten bei dem Radausflug und aus ihren Gesprächen damals („habe ich gesagt“ – „hast du geantwortet“) erschlossen werden. Es sind Jugendliche etwa im Alter von 16–17 Jahren. Der Erzähler – sein Name wird nicht genannt – ist offenbar Lehrling; er erwähnt seine „langweilige Arbeit bei Simpson“. Über den Beruf seines Freundes Dick verlautet nichts. Dick ist der im Körperbau stärkere von beiden und offenbar auch seelisch robuster. Der Erzähler ist – seinen Reflexionen nach zu urteilen – empfindsamer. Was die Anstrengungen der langen Radfahrt an körperlicher Kraft von ihm fordern, ersetzt er durch Energie. Es zeugt von feinsinniger psychologischer Einfühlung des Verfassers der Erzählung, wenn er den Jungen sagen läßt: „... etwa eine Meile weit haben mir die Muskeln weh getan, und ich habe dich gehaßt. Aber dann konnte ich's doch mit dir aufnehmen und habe . . . so eine Art von herablassender Zuneigung zu dir verspürt, wie du da vor mir . . . dahingestrampelt bist.“ – Unterwegs unterhalten sie sich über Dinge, die sie interessieren, und kommen auch auf die Probleme ihrer Altersstufe zu sprechen, ohne daß Einzelheiten zur Sprache kommen. Der Erzähler betont allerdings, daß sie in Gegenwart eines Dritten sich nicht so freimütig geäußert hätten, auch im Beisein seines vertrauten Freundes Larry Summerville nicht, der zweimal kurz erwähnt wird.

Der Ausflug wird dem Erzähler zum unvergeßlichen Erlebnis, während es offenbleibt, wie weit sein Begleiter von diesem Abenteuer beeindruckt ist. Daß Dick das Mißgeschick, das seinen Freund auf dem Heimweg befällt, mit ihm teilt und er sich als wirklicher Kamerad bewährt, ist für diesen der wunderbare Abschluß eines wunderbaren Tages. Ob Dick es heute noch täte, bezweifelt er. In Gedanken wendet er sich an ihn: „Denn sonst hätte ich ja laut gesprochen und dir alles erzählt, was ich noch von damals weiß, anstatt nur daran zu denken . . . Du siehst heute nicht mehr aus wie Leute, die ich mag, Dick . . . aber auch so“ – und nun äußert er eine Mutmaßung, die sehr für seine Gesinnung spricht – „bist du vielleicht ein besserer Kerl als ich.“

Und er beendet seine Reflexionen mit den Worten, die den Schluß der Story bilden: „Du bist jetzt schon so lange Zeit still, sitzt nur da und starrst dein Bier an, während mir all das wieder eingefallen ist, und wer weiß, vielleicht hast du auch an den Tag damals gedacht, als wir zu den Brown Lakes hinausradelten.“ Wenn gesagt wird, daß „der Reiz der Icherzählung in der subjektiven Stellungnahme des Erzählers“<sup>8)</sup> liege, so gilt das für diese Short story in zunehmendem Maße.

Mit der Wahl des Titels der Story 'That Day at Brown Lakes' hat der Verfasser im besonderen seine australischen Leser angesprochen, von denen der eine und der andere diese Seen aus eigener Anschauung oder aus Berichten kennen wird. Nach der Lektüre wird der Leser ja auch in der Wendung 'that day' einen Hinweis auf das tiefgehende Erlebnis des Erzählers erblicken, daß sein Freund durch seine Handlungsweise sich als echter Kamerad bewährt. Diesem Tatbestand trägt der deutsche Übersetzer stärker Rechnung, der wie seine Leser wohl kaum die Brown Lakes besucht haben dürfte, wenn er seinen Text überschreibt:

„An dem Tag damals.“

Mit dieser Fassung wird eindringlicher als im englischen Original auf ein ungewöhnliches Vorkommnis hingewiesen. Stilistisch untermauert ist diese Titelwahl durch das in der Erzählung wiederholte Gedenken dieses Tages in Wendungen wie: „an dem Tag damals“, „damals an dem Tag“, „der ganze Tag damals“ u. a. —

*Barbara Baynton (1862–1929)*

*'Scrammy 'And' (Stummelhand)*

Auch die vielgerühmte australische Schriftstellerin Barbara Baynton war Mitarbeiterin des Bulletin. In ihren Erzählungen wird das Buschleben in seiner ganzen Härte geschildert.

Tiere spielen in den australischen Short stories eine nicht unbeträchtliche Rolle, zumal in denen, deren Schauplätze einsame Küstenstreifen am Meer, das Meer selbst oder abgelegene Plätze im Busch sind. Die gefürchteten Feinde des Menschen sind Haie und Schlangen. Der Giftschlange — gleichsam Verkörperung des Bösen — fallen häufig Kinder zum Opfer. Zu den erbittertsten Gegnern dieses in Australien nicht selten anzutreffenden gefährlichen Tieres zählen die Vertreter des Guten, die treuen Haushunde, von denen viele durch Schlangenbiß enden. Auch Alligator, der Hund in der eingangs behandelten Erzählung 'The Drovers's Wife' — so deutet der Verfasser an — wird wohl einmal diesen Tod sterben. In der Abgeschiedenheit des australischen Busches ist der allein oder in kleiner Gemeinschaft lebende Mensch geradezu auf den vierbeinigen Beschützer angewiesen.

In der spannenden Short story 'Scrammy 'And' (= verkrüppelte Hand, Stummelhand) der Schriftstellerin Barbara Baynton verhindert der wackere Haushund Waterloo einen Diebstahl bei einem im Busch lebenden alten Mann während der Abwesenheit seiner Mitbewohner, eines jungen Ehepaares, mit denen er in der einsamen Blockhütte haust. — Die jungen Leute sind wegen der bevorstehenden Entbindung der Frau auf ein paar Tage in eine weit entfernte Ortschaft gefahren, und der alte Mann ist mit dem Haushund zurückgeblieben. Der Kerl, der den Einbruch in das Blockhaus beabsichtigt, ist ein Bekannter des alten Mannes, wegen einer verkrüppelten Hand 'Stummelhand' genannt. Er ist durch seinen Leichtsin in Schulden geraten, und, um davon loszukommen, hat er den alten Mann um ein Darlehen angegangen. Da die Ersparnisse des Alten nicht groß sind, wird es ihm verweigert. Soweit die Vorgeschichte der Erzählung. —

Stummelhand weiß keinen anderen Ausweg aus seiner mißlichen Lage, als zu versuchen, das Geld, das er so notwendig braucht, zu stehlen. Dieser Versuch wird im zweiten, kürzeren Teil der Geschichte in allen Einzelheiten ungemein packend geschildert. Eines Abends beobachtet Stummelhand durch die Ritzen des Hauses, wie der alte Mann seine Münzen zählt. In seiner Gier nach dem Gelde würde er den Hund

erschlagen und – zum Äußersten entschlossen – gegebenenfalls auch den Alten umbringen. Es kommt nicht dazu. Der wachsame Hund kriegt den Einbrecher zu fassen, und arg zerbissen, muß der Bösewicht Kehrt machen und unverrichteter Dinge das Weite suchen. Die Erzählung geht tragisch aus. Als die jungen Leute nach einigen Tagen mit ihrem Kinde heimkehren, finden sie ihren Mitbewohner nicht mehr lebend vor. Nach einigen Schwächeanfällen, die er am Tage des Überfalls erlitt, trat der Tod ein. –

Die Short story schließt mit einer realistischen Beschreibung des Zustandes, in dem der junge Mann seine Wohnung vorfindet: 'The sight inside, of that broken-ribbed dog's fight with those buzzing horrors (blowflies), and the reproach in his wild eyes, was a memory that the man was not willing she should share.' – „Das Bild in der Hütte, der Kampf des humpelnden Hundes mit den gräuenhaft herumsurrenden Schmeißfliegen und der vorwurfsvolle Blick in seinen Augen – es war eine unauslöschliche Erinnerung, an der seine Frau nicht teilhaben durfte“<sup>9)</sup>.

Die Verfasserin hat die 'mateship' des treuen Hundes auch von der heiteren Seite gezeigt. Es sind die von der literarischen Kritik viel beachteten Unterhaltungen des bejahrten Bewohners des Blockhauses mit dem intelligenten Tier, die dem gewünschten Humor der Bulletin-Stories Genüge tun. Waterloo wird – je nach der augenblicklichen Situation – mit einer von den drei Kurzformen seines Namens angeredet: 'War' bei gegenseitigem Verstehen (mutual understanding), 'Warder' in ernstesten Angelegenheiten (serious business), während die Anrede 'Loo' Besorgnis weckt (sorrowfully reminiscent). Die Reaktionen Waterloos auf die an ihn gerichteten Worte seines Herrn liest dieser an dem Verhalten des Tieres und seinem Gesichtsausdruck ab und glaubt, jeweils dessen Meinungsäußerungen dazu zu hören. Welche Wichtigkeit die Verfasserin der Short story diesen „Gesprächen“ beimißt, geht daraus hervor, daß sie mehr als die Hälfte des gesamten Textes darauf verwendet. Ein Beispiel:

Der Alte hat seine Ersparnisse in seinen Gürtel eingenäht, den er – um sich die Langeweile zu vertreiben – von Zeit zu Zeit auftrennt. Er pflegt dann die Münzen zu zählen, wobei ihm Waterloo aufmerksam zusieht. So auch an seinem letzten Lebens-tage. Der Mann hat Tee für das Abendessen aufgesetzt und sagt zu seinem Hunde: „Weißt du was, War? Bis es zum Kochen kommt, woll'n wir die Münzen zählen, was? Das macht mir'n bißchen Appetit.“ War fand auch, daß es appetitanregend sei, „sie zu zählen“ . . . Der alte Mann zählte jede, die hinfiel, und der Hund kontrollierte mit seiner Pfote.

„Mehr nicht? Bestimmt noch mehr“, sagte War. Ein vorsichtig berechneter Schnitt, und noch eine Münze fiel auf das verführerische Häufchen.

„Alles? Nein“ – der Hund hatte die Pfote noch erhoben. Der alte Mann kicherte. „Je mehr sie scharrt, je mehr findet die alte Henne.“ Das war auch die Ansicht des Hundes, und ein bißchen Hin und Her förderte noch eine Münze und, nach weiterem Schütteln, noch eine zutage. War wurde mit komischer Unaufrichtigkeit befragt: „Sind's alle?“, und mit komischer Aufrichtigkeit antworteten sein Blick und die nun fest aufgestellte Pfote: „Alle!“ Dann wurde ehrlich gezählt, von Anfang bis zu Ende, dann wurde so getan, als habe man sich verzählt oder eine vergessen – Zweifel, die nie ohne erneutes Zählen beseitigt werden konnten.

Der von dem Einbrecher geplante und dem treuen Hunde verhinderte Geldraub ist nicht der eigentliche Gegenstand der Erzählung, sondern die Schilderung des Schicksals eines innerlich vereinsamten alten Mannes, der seine letzten Lebensjahre im Busch verbringt. Er hat vor der Verheiratung des jungen Mannes mit ihm und dem Hunde ein paar Jahre die bescheidene Behausung im Busch geteilt. Der Alte nennt den Jungen 'Boss'; wahrscheinlich hat dieser ihn einmal aus Mitleid in seine Wohnung aufgenommen, und sie haben beide in bester Kameradschaft miteinander gelebt bis zur Verheiratung des Jüngeren. Die junge Frau bemüht sich um ein gutes Einvernehmen mit dem Alten, was wegen seines abweisenden Wesens ihr gegenüber nicht recht zustande-

kommt. Überdies sieht dieser jetzt im Hinblick auf den zu erwartenden Familienzuwachs noch mißtrauischer in die Zukunft. Er ist geradezu eifersüchtig auf die junge Frau, die es wirklich gut mit ihm meint. Auch Waterloo gegenüber ist der alte Mann argwöhnisch. In der ersten Zeit ihres Aufenthalts im Hause hat der Hund die junge Frau meist angebellt, jetzt schwänzelt er ständig um sie herum. „Wenn sie mit dem Baby wiederkommt“, sagt der Alte zu dem Hund, „wirst du sie noch schlimmer umschwänzeln, glaub' ich.“ Diesen Vorwurf nimmt der Hund schweigend entgegen, entweder um seine Würde zu behaupten, oder weil er gekränkt ist, meint die Verfasserin. Der Alte hat keine Menschenkenntnis. Wo Mißtrauen am Platze wäre: Stummelhand gegenüber, ist er vertrauensselig. Er hält ihn für eine treue Seele, und ahnt nicht, daß der angebliche Freund es auf sein Geld abgesehen hat, das er von ihm leihweise nicht bekommt. Man kann es dem alten Mann nicht verargen, daß er mit seinen geringen Ersparnissen dem verschuldeten Leichtfuß nicht helfen will. Diese Fakten der Vorgeschichte werden uns in den Unterhaltungen des Alten mit seinem vierbeinigen Freunde vermittelt.

Diese Short story Barbara Bayntons dürfte ihren Eindruck auf die Leser nicht verfehlen. Fragt man sich nach den Ursachen dieser Wirkung, so wären nicht allein die spannende Handlung, die lebensvollen Charakterbilder der beiden Hauptpersonen und ihre Reflexionen zu nennen. Was diese Geschichte besonders anziehend macht, sind die Unterhaltungen des alten Bewohners der Blockhütte mit seinem klugen Hunde. Die Verbindung all dieser Bestandteile des Textes zu einem Ganzen hebt diese Short story hoch über eine gewöhnliche Abenteuergeschichte hinaus.

Ich habe unternommen, an Hand von ausgewählten Beispielen, die Eigenart der australischen Short story zu veranschaulichen. Aus der Fülle der Erscheinungsformen dieser Literaturgattung trifft die Short story des Bulletin-Typus die Wesensart des australischen Schrifttums am genauesten. Für ihre Beliebtheit bei der Lesergemeinde zeugt, daß sie nach wie vor gern gelesen wird. Diesem lebendigen Interesse tragen die Schriftsteller des fünften Kontinents weiterhin Rechnung.

Andererseits ist auch zu beobachten, daß nicht nur Patrick White, sondern vor allem die Vertreter der jüngeren Schriftstellergeneration bestrebt sind, inhaltlich und stilistisch neue Wege einzuschlagen, um mit den Autoren der Weltliteratur, insbesondere Europas und Amerikas Schritt zu halten. Doch um typisch australische Literatur kennenzulernen, sind — glaube ich — für den Leser die älteren Short stories aufschlußreicher.

#### ANMERKUNGEN

1. Zu ‚outback‘ und ‚bus‘ vgl. AUERBACH a.a.O. S. 17 f. — G.W. TURNER: The English Language in Australia and New Zealand. London (1972), pp. 12, 35 f., 52—55, 69—71.
2. AUERBACH a.a.O. S. 29. — SCHNACK a.a.O. S. 394.
3. See ‚A Century of Australian Short Stories‘, ed. by Cecil HADGRAFT and Richard WILSON. London (1963), pp. XI—XIII. — Colin RODERICK: Henry Lawson. Poet and Story Writer, Sydney (1966), pp. 55—60. — AUERBACH a.a.O. S. 26 und 30. — Carolinum 41. Jg. Nr. 71, Frühjahr 1975, S. 43—49.
4. See Henry Lawson Criticism 1894—1971. Ed. by Colin RODERICK. Sydney (1972).
5. Zu ‚mate‘ und ‚mateship‘ vgl. George CAIGER: The English Language and Australia. Canberra (1973), p. 70. = Australian Information Service. — TURNER: The English Language, pp. 20 f., 112 f. — Ulrich GÜNTNER: Australien heute. Wien und Düsseldorf (1973), S. 96.
6. Deutsche Zitate nach der Übersetzung von Elisabeth SCHNACK.
7. Deutsche Zitate nach der Übersetzung von Wolfgang A. LUCHTING.
8. Kurt FORSTREUTER: Die deutsche Icherzählung. Berlin 1924. = Germanische Studien 33. — Nachdruck Nendeln/Liechtenstein 1967, S. 77.
9. s. Anm. 6.

## LITERATUR

H. M. GREEN: *The Short Story*. — In:

H. M. G.: *A History of Australian Literature*. Sydney 1961. 2 vols, pp. 528—83, and 1151—77.

Ken LEVIS: *Die australische Short story im 20. Jahrhundert*. — In:

Joachim SCHULZ: *Geschichte der australischen Literatur*. München 1960. — Teil III S. 219—23.

Colin RODERICK: *Henry Lawson. Poet and Short Story Writer*. Sydney (1966).

## ENGLISCHE AUSGABEN

Henry LAWSON: 'Send round the hat' and Barbara BAYNTON: 'Scrammy 'AND'. — In:

*Australian Short Stories*,

Selected by Walter Murdoch and H. Drake-Brockman. London (1960. — *The World's Classics* 525.

Gavin CASEY: 'That Day at Brown Lakes' in: G. C.: 'It's harder for girls.' Sydney 1942.

## ÜBERSETZUNGEN

LAWSON: „Wenn der Hut umgeht“ und B. BAYNTON: „Stummelhand“ in:

*Australische Erzähler* — Eine Anthologie, übertr., herausg. und mit einem Nachwort versehen von Elisabeth SCHNACK. Olten und Freiburg i. Br. (1961). — Darin: E. SCH.: Nachwort: Reichtum und Vielfalt der australischen Short story, S. 387—94.

CASEY: „An dem Tag damals“ (übers. von Wolfgang A. Luchting) in:

*Eine Frau im Busch und andere australische Erzählungen* — Auswahl und Redaktion Frank AUERBACH. Basel und Tübingen (1970). = Buchreihe 'Geistige Begegnung' des Instituts für Auslandsbeziehungen, Stuttgart. Bd. 28. — Darin: F. A.: Einführung S. 9—32; zur Literatur IV—V. S. 22—32.

Vgl. den Beitrag vom gleichen Verfasser in *Carolinum* Heft 71, Seite 43—49

## De Storm Rackert

He huult mi dat Geweten wach,  
De Storm in de Nacht!  
He rackert mi den Slaap weg!  
Und denn kamen de Gedankens:  
Gistern,  
Dat harrst Di sporen künnt,  
Wier nich nödig wen!  
Wat hest Dien Fruu verfiehrt,  
Bit in de Seel!  
Wegen son Höhnerkraam!  
Harr sik allens von alleen wedder trechtlopen!  
Und denn de Krach mit den Nahbern:  
Blots wiel dat Auto dor stünn!  
Wat hett Di dat schad't!  
Harrst man stohn laten schüllt!  
Föhrt doch wedder weg!  
Den dömlichen Klienten  
Int Büro,  
Den hest Du dat geven!  
De Mann versöcht dat nich noch mal!  
Över, harrst nich ok swiegen kunnt?  
Lacht sik doch allens veel lichter weg  
As de Arger dat daldrückt!  
Wat regst Di jümmers glieks op?  
Bekümmt Di doch gornich!  
Bi't Lachen, dor blifft doch allens heel,  
Över de Arger, dei frett!  
De Storm, de ole Racker,  
De huult dat Geweten wach!  
De ganze Nacht hett hei tuust  
Und scheppert,  
Jault und huult!  
Ok de ole Tööl  
Füng dormit an!  
Wegen den Vullmaand.  
He kann em nich aff.  
Deid em över gornix.  
Is doch bannig wiet weg!  
De Tööl is unklauk!  
Allens Gedöns und nich nödig!  
De dömlichen Gedankens,  
De Krach mit den annern,  
De Egenkränkung,  
Dat wauzige Bidragen,  
De Tööl und de Maand,  
De Storm, de den Slaap verdrifft,  
Luder Höhnerkraam,  
Egentlich blots tot Lachen!

Otthinrich Müller-Ramelsloh

## Wandtellers

Wi Meckelbörger weit'n all, dat dat in uns schönes, süns so fruchtbores Land dei „grise Gegend“ giff. Dei Buern, dei dor lävt'n un wirkt'n, wirn arm un ehr sandigen Dörpern leg'n oft wiet af von Stadt un Bahnhoff. Dei Ackerwirtschaft würd mit dei oft einzige Koh bedrüb'n un Pierd gev dat in dat ganze Dörp kum. Würd doch einmal een Besorgung in dei nächste Stadt notwennig, denn würd dei Koh för denn Wagen spannt un in 4 bet 5 Stunn hard man denn Weg schaff. So afgeleg'n wir ook dat Dörp, in dat ein poor öllere Lüde een lütten Kopmannsladen bedreben, wo dat Grütt un Grupen, grön Seep un Priemtobak, hölten Tüffel un Pietschen gev, kort all dat, wat so dei Lüde för ehr einfache Wirtschaft brukten un sick täm' künn'.

Bi disse beiden öllerhaftigen Koplüde kem so tweimal in't Johr dei Reisender von dei Lübecker Grothandelsfirma „Dobritz und Oldag“ un ümmer kreg hei von dei Koplüde nu all siet väle Johren een schönen Updrag, un in ehr ihrliche un rechtliche Oort betahlten se all's glik in boor.

Wi schreben dat Johr 1914 un in Juli, kort vör Kriegsutbruch kem dei Reisender wedder mal vörbi un wedder lohnte sick sien Bisäuk. Dankbor dachte hei, „ick will doch tausehn, dat disse beiden trugen Lüde mal tau Wiehnachten ne lütte Anerkennung von min Firma kriegen, sei ward'n sick bestimmt doröwer freuen“, un so bringt hei dat bi sinen Prinzpal vör. In August brök denn dei Krieg ut un dei Reisender würd introcken un keem in Johren nich wedder in dat Dörp. — — As dei Krieg vörbi wir un dei Tieden sick beruhigten, würd hei von sien olle Firma wedder instellt un keem so enes Dags ok wedder bi dei ollen Lüde vörführt. Sei freuten sick so recht von Harten, as sei em nu na so langer Tied wedder sehgen — — — „un wi möt'n uns jo ook so välmals bedanken för dat schöne Wihnachtsgeschenk, wat wi tau dat ierste Kriegswihnachten noch kregen hem'. Wi hem' uns tau de hübschen Wandtellers so dull freut“. — Wandtellers?, denkt uns Reisender, wie kümmt min Firma up son'n Geschenk? — — Dei Hauptsak is, dat sei Freud an dat Geschenk hard'n un künn ook Gebrauch dorvon maken. O ja, säd'n sei denn, wi hemm sei öwer unsen Sofa in dei gaude Stuv uphungen, un dor hängen sei ook noch, sei ward'n blot all'n beten schaffig ut-seihn, weil in dei Stuv nich inböt ward un in Sommer sünd ook dei Fleigen so slimm dorna. Will'n sei mal seihn? Dei Reisender güng mit öwer dei Däl un as hei denn in dei Dör von dei gaude Stuv kek, trugte hei sin Oogen nich. Över dat Sofa hängen twei Marzipantorten, up dei ein wier dat Holstendur, up dei anner dei Rathustrepp. In'n stillen högte hei sick, säd öwer nix, denn äten künn sei dat Marzipan jo doch nich mihr. Wer öwer hard weiten künn, dat dei Lüde kein Marzipan kennt'n?

Ulrike Richter

## Geschlechter

Von Friedrich Griese

Aus euren Gräbern steigt ihr ewigen Schrittes, Väter,  
starkragende meines Geschlechts, Vorväter aus allen  
Tagen.

Mit Willen entläßt euch die Erde; nicht hindert  
sie euch, die euer war.

Einige wandeln am Meer, besteigen den Einbaum,  
werfen  
die Netze, die sicheren. Nimmer treibt Gewalt aus  
der Höhe  
sie in den Hafен, den bergenden, nimmer  
das Unheil der Tiefe.

Andere brechen ins Dickicht der Wälder, fassen mit  
spürenden  
Augen die Fährte des Urs. Den Gewaltigen treibt  
der hetzende  
Ruf ihres Mundes. Nicht fehlt die Hand,  
die unfehlbare.

Aber der größte eures Geschlechts, der euch den  
Namen  
gab, euch und mir den Namen — ein Wolf, durch die  
Heide  
strich er nach Beute, suchte und fand, er  
der Wolf, der Graue.

Auch ein Schäfer war unter euch, selige Väter, ein  
Heger  
der Tiere. Fröhlich trieb er die Schar in den Morgen,  
die fromme,  
trieb und blies das Horn und segnete  
sich und die Herde.

Doch nicht den Letzten eures Geschlechts vergesse ich,  
nimmer den Letzten  
kann ich vergessen, den Vater. Hart beugt ihn Krank-  
heit des Alters,  
lücket sein Haar und zwingt ihn  
tiefer zur Erde.

Aber er pflügt den Acker, er erntet die Garben und  
birgt  
noch die geworbenen. Hinsinkend zwar bricht ihm die Kraft  
des Willens;  
aber die dunkelnden Sinne noch spüren den  
Ruch der Scholle.

Wehe, ihr alle mir! Ihr schließt den Kreis um mich  
eurer Hände,  
schließt ihn fester und engt mich ein und schüttelt die  
Häupter,  
die wissenden Häupter, um mich, den Jüngsten,  
den Fehlgeborenen!

Denn wer bin ich? Wie darf ich es wagen, bei eurem  
Namen  
euch zu rufen? Euer war alles, Flut und Ebbe des  
Meeres,  
der rauschende Wald, so tief er war, euer  
die Breiten der Äcker.

Ich aber wohne auf fremdem Boden! Die Schwelle  
des Hauses,  
der ich entschreite, die kargste Krume des Bodens  
unter den Füßen —  
uneigen und fremd ist alles, ein Mietling  
bin ich der Erde!

Öffnet den Ring eurer Hände. Doch fröhlich bin ich  
im Schmerze.  
Öffnet die Hände und reiht euch zur Kette und laßt  
mich tastend  
an ihr zum Ende schreiten; nein, nicht zum  
Ende.

Denn da ich dich, Vater, grüße, da ich das schütterte  
Haar in Ehrfurcht  
dir um die Stirne lege, den Siegerkranz, und mit  
zagenden Augen  
suche den Ort, der mich an die Kette  
bindet,

kommt mein Knabe gesprungen. Selige Väter, mich  
nennt  
ein Knabe Vater, wie ich euch nenne, ein  
Sohn!  
Fröhlich bin ich im Schmerze; euch gab einen Erben  
der Fehlgeborene!

Laßt mich am Wege und nehmt den Sohn. Denn  
sein ist noch alles:  
das schwingende Rad der Sonne, der hoch am steigen-  
den Bogen  
in die Wölbung gehämmerte eherne  
Kreis der Gestirne.

Er fängt im Bach die wendigen Fische. Wo seine  
eilenden Füße  
Gras und Kraut am Wege treffen, wächst es nur ihm.  
Und immer  
ruft zu seiner Jagd der tönende  
Habichtruf.

So tritt er ans Ende der Kette. In seiner Jugend,  
Vater,  
unbedenklich tritt er zu dir und scheut nicht die Väter.  
Hoch streckt er die Arme, gewendet den Blick  
gen Morgen.

Ich nahm ihn von euch. So eilend sein Fuß auch  
schreitet, euch wird  
er nicht entschreiten. Er geht dorthin, woher ihr ge-  
kommen:  
die Stirne erhoben, die Wimper gebadet im  
Licht der Verheißung.

## Bücher und Buchbesprechungen

KURT PINTHUS

Am 11. Juli 1975 ist Kurt Pinthus im Alter von 89 Jahren in Marbach gestorben. Es ist nötig, daß wir dieses verdienstvollen Mannes auch in unserer Zeitschrift gedenken. Im Jahre 1920 hat er bei Rowohlt, Berlin, eine Sammlung der Gedichte der besten expressionistischen Dichter des ersten Viertels unseres Jahrhunderts herausgegeben.

Er nennt sein Buch: Menschheitsdämmerung, Symphonie jüngster Dichtung. Dieses Werk ist einzigartig. Wir finden dort, jeweils mit einigen Gedichten, Gottfried Benn, Theodor Däubler, Walter Hasenclever, Georg Heym, René Schickele, Georg Trakl, Franz Werfel, Paul Zech, Rudolf Leonhard u. a. Einige Dichter sind auch im Bilde dargestellt. Am Ende des Buches folgt eine kurze Biographie der Dichter.

Es ist Pinthus' Verdienst, daß er dieses Buch dem Zugriff der Nationalsozialisten entrissen hat; im Marbacher Schillermuseum hat er das für die deutsche Literatur wichtige Buch der Nachwelt erhalten.

Es war ein ungeheurer Glaube an den Menschen, ein Sturm, eine Auferstehung in diesen Gedichten, etwas Neues nach der Blässe der Epigonen des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Diese Jugend aber ist schmachlich getäuscht worden durch zwei Weltkriege, wie es der spätere Wolfgang Borchert nach dem 2. Weltkrieg ergreifend ausgedrückt hat.

Danken wir Kurt Pinthus für diese Expressionismus-Anthologie, die einmalig ist.

Dr. Hagemann

---

Horst Ende, **Dorfkirchen in Mecklenburg**, Evangelische Verlagsanstalt GmbH Berlin 1975, gedruckt in der DDR. EVP 29,50 Mark.

Im Klappentext wird gesagt, daß die Evangelische Verlagsanstalt bei der Herausgabe um zwei Dinge bemüht war, nämlich einmal die Kirche als Versammlungsort der christlichen Gemeinde zu allen Zeiten und in allen Nöten zu zeigen, zum andern durch diese Veröffentlichung über die kirchliche Baukunst einen Beitrag zum kulturellen Erbe Mecklenburgs zu leisten. Beides ist in ausgezeichnete Weise gelungen. In seinem Geleitwort weist der Landesbischof D. Dr. Beste auf diese Aufgabe hin.

Die Zeit der Erbauung der Dorfkirchen allgemein und den geschichtlichen Hintergrund der Kolonisation bis zur Reformation, sowie die Zeit danach bis heute behandeln dann die ersten Abschnitte des einführenden Textes des Verfassers. Nicht nur die Baumaterialien, die Bauformen, die Ausstattung mit Altar, Kanzel und Taufe werden erläutert, sondern darüber hinaus auch die Orgeln, Epitaphien, Bildwerke und Wandmalereien, ja schließlich die liturgischen Geräte, die Glocken und zuletzt die Friedhöfe mit ihren Denkmälern.

An diesen einführenden Text schließt sich ein gut fotografiertes Bildteil, der in z. T. farbigen Wiedergaben die architektonische Größe in der Gestaltung unserer einfachen Dorfkirchen ebenso gut zeigt, wie die detaillierte Kunst ihrer oft reichen Ausstattungsstücke.

Den Abschluß des schönen Buches bildet ein kunsthistorischer Anhang, teilweise mit den Grundrissen der abgebildeten Kirchen, alphabetisch geordnet und den Abbildungen zugeordnet. Auch der Schutzumschlag, das Vorsatzpapier und der gelbe Ganzleinenband sind mit gutem Geschmack und bestem Material gestaltet.

Das Buch wird manchem bei der Betrachtung der Abbildungen die Erinnerung an die heimatische Kirche wachrufen, vielen wird es Verständnis für die hohe kulturelle Tradition des dörflichen Raumes wecken, den das Denkmaljahr in den Städten für diese Materie bereits wacherufen hat.

Roderich Schröder

---

Josef Adamiak „**Schlösser und Gärten in Mecklenburg**“. Gebunden, 292 Seiten mit illustriertem Text- und großem Bildteil, VEB E. A. Seemann Verlag Leipzig 1975. 22,— DM.

Der Bildband stellt gegenüber der Veröffentlichung von Jürgen Brandt, Altmecklenburgische Schlösser und Herrensitze, Berlin 1925, eine Neuerscheinung in einer neuen Reihe von Schlössern und Gärten dar. Die beiden vorangehenden heißen „Schlösser und Gärten um

Dresden“ und „Schlösser und Gärten um Berlin.“ 292 Abbildungen, davon 12 farbige in 27/20 cm Größe, dazu Literaturangaben und im Anhang Hinweise auf die Baumeister der Bauten und Anlagen mit den Gartenplänen von Burg Schlitz, Hohenzieritz, Klütz, Ludwigslust, Neustrelitz, Putbus und Schwerin. Den Mecklenburg-Strelitzer erfreuen Farbbilder vom Bergfrit und Torhaus von Burg Stargard (6 und 7), die Hofseite des Schlosses Hohenzieritz (138), in Neustrelitz der Gelbe Saal der Orangerie und der Tempel der Hebe im Schloßpark (159/160), aus dem Mirower Schloß der Rote Salon (103). Die farbigen Wiedergaben sind hervorragend.

Adamiak hebt mit Recht den Einfluß der Renaissancearchitektur des Fürstenhofes in Wismar, eingeleitet durch Herzog Johann Albrecht, hervor und sieht seine Bedeutung für die Entstehung der mecklenburgischen Herrenhäuser des Landadels. Farbige Abbildungen der Hofseite des Wismaraner Fürstenhofes und des Treppenhauses des Gadebuscher Schlosses unterstreichen seine Ausführungen, wenn er auch nicht wie Carl Benjes in seinem Grundriß der mecklenburgischen Geschichte (S. 54) vom Johann-Albrecht-Stil spricht. Auch der Aufsatz von Dipl.-Ing. Hans-Dieter Schäfer im „Carolinum“ (Heft 36, S. 84/88) zur Frage der Herkunft der „Welschen Gewels“ des Schweriner Schlosses ist nicht berücksichtigt worden, dieser „halbkreisförmigen Zinnen der Giebel, die gerade im Lande der Backsteingotik mit ihren treppenförmigen Giebeln fremdartig wirken.“ Der Terrakottenschmuck wird eingehend besprochen. Aus späteren Stilepochen bestechen besonders schöne Innenräume und Parklandschaften. Man bedauert, daß das Geburtsschloß des Kommandeurs der mecklenburgischen C-Husaren, das v. Warburg'sche Quadenschönfeld, nicht in die engere Auswahl gekommen ist. Die Übersicht über die wichtigsten Schlösser und Gärten enthält beispielsweise nicht das dicht an der mecklenburgischen Grenze liegende, zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgeführte Schloß in Semlow, den Sitz der Grafen Behr-Negendank, eine Perle Vorpommerns.

Der Band vermag Freude und viel Anregung und damit Stunden des Ausruhens zu bereiten.

Dr. Constantin Blanck

---

Walther Maria Neuwirth, **Die geistige Brücke. Gedichte.** Vierte Folge. Österreichische Verlagsanstalt Wien 1974. 112 Seiten. In Leinen gebunden. 12,— DM.

Walther Maria Neuwirth, Inhaber des Österreichischen Ehrenkreuzes für Wissenschaft und Kunst und Träger des Goldenen Verdienstzeichens des Landes Wien, legt in dem Band „Die geistige Brücke“ die vierte Folge seiner Gedichte vor. Schon der Titel dieser Sammlung weist auf eine Gedankenlyrik hin, die den Leser über die Ufer des Alltags hinweg in geistige, überzeitliche Sphären führen will. In einer von starken Rhythmen getragenen Sprache vernehmen wir aus den strengen, meist ungereimten Versformen Neuwirths die Stimme des Humanisten, der die Symbolwerte der antiken Welt in neue, uns alle angehende Erkenntnisse umdeutet. So heißt es über die weithin grüßende Bronzeplastik am Hafeneingang von Rhodos in dem Gedicht „Der Verkünder“:

„Unzerstörbar lebt und wirkt  
die Idee der geistigen Freiheit, Schönheit  
und Harmonie, der sich erkennenden,  
klärenden Würde des Menschen.“

Der Dichter und Historiker Neuwirth hat seine geistige Heimat aber nicht allein in der Antike. Er wurzelt zugleich tief in der abendländischen Kulturwelt und ihrer christlichen Religion. Vertrauensvoller Glaube, gepaart mit sittlicher Verantwortung und tief sinniger Philosophie, spricht aus den Worten:

„Glauben ist das sich  
bescheidende Einbekenntnis  
des Menschen,  
nichts zu wissen  
und für Wahrheit zu halten,  
was uralte Schriften bezeugen.“

Diese beachtenswerte Stimme aus der Weite unseres heute noch einheitlich deutschen Sprach- und Kulturraumes sollte bei Wahrung aller regionalen Eigenständigkeit von uns, die wir im niederdeutschen Sprachbereich unsere engere Heimat haben, gerade in dieser Zeit mit ihrer so materiell eingestellten Welt nicht überhört werden.

„Geistige Brücke ist Rettung ans andere Ufer,  
ist Fluchtweg aus Ichsucht, Zwang und  
Schwerkraft zu anderem Sein.“

U. Abraham

## Das Leben auf dem Lande — Ut mine Stromtid

Zur jüngst erschienenen hochdeutschen Übertragung im Verlag Langen Müller, von Helmut de Voss.

Zwischen den kaum zu zählenden Pressenotizen, die uns zum 100. Todestag Fritz Reuters vorlagen, fiel der Beitrag der „Frankfurter Allgemeinen“ auf. Unter dem Titel: „Aus der Rednertribüne. Zum 100. Todestag Fritz Reuters ‚Stromtid‘ neu übersetzt“ brachte die FAZ eine hochdeutsche Übertragungsprobe, — wie der Kenner am Titel sieht, Bräsigs Rede im Reformverein. Als Übersetzer zeichnete das Ehepaar Friedrich und Barbara Minssen. Vor die Übertragung waren von Friedrich Minssen grundsätzliche Gedanken zur Notwendigkeit einer hochdeutschen Fassung gesetzt.

Will man in dieser meistens von Mecklenburgern gelesenen Zeitschrift zur Rezension einer hochdeutschen Übertragung von Reuters Werken ansetzen, so hat man sich schon wegen dieser einfachen Tatsache zu rechtfertigen. Nahezu alle Abonnenten und Leser können die plattdeutsche Sprache in jeder Lebenslage verwenden — ganz sicher kann man sie lesen und verstehen. Wozu also eine Übertragung des bedeutendsten niederdeutschen Romans ins Hochdeutsche? Weshalb die Wandlung einer eigenständigen Sprache, welche wir doch alle sprechen, lesen, verstehen können?

„Wir.“ — Da sitzt der Haken! — Und unsere Kinder? — Haben sie hier in Westdeutschland die plattdeutsche Sprache (wie wir damals) mit Löffeln gegessen? — Können sie mithalten, wenn wir Älteren geläufig und wortreich die alte Heimatsprache verwenden? — Können sie dafür, wenn sie z. B. mehrstimmige Chöre in einer plattdeutschen Aussprache singen, daß den Kennern beim Anhören Gänsehäute über den Rücken laufen? — Haben denn „wir“ das Recht, die Sprache unserer Kinderjahre wie auf einer Gralsschüssel vor uns herzutragen, sie fernerhin streng zu bewachen, daß niemand an ihrer heiligen Reinheit rühre?

Würden wir solche Maßstäbe an die plattdeutsche Dichtung setzen, würden wir ihr ganz sicher schaden. Wir dürften dann aber auch keine Shakespeare-Aufführung in deutscher Version besuchen, keinen Molière lesen — und Sophokles wäre ein Lexikonbegriff.

Ich darf hier wohl mal in eigener Sache reden. — Vor 10 Jahren wurde ich von einem alten und sehr erfahrenen Verleger gebeten, Brinckmans „Voss un Swinegel“ ins Hochdeutsche zu übertragen, er wolle diese literarische Kostbarkeit erhalten wissen. Entrüstet lehnte ich damals ab; — übrigens starb der alte Herr bald darauf, hatte mir aber noch wegen meiner Ablehnung freundlich und bestimmt mangelndes Literaturverständnis bestätigt. Der Gedanke an die Notwendigkeit guter hochdeutscher Übertragungen unserer plattdeutschen Literatur hat mich danach nicht mehr verlassen, und als ich die Übertragungsprobe in der FAZ gelesen hatte, fand sich für mich Gelegenheit, das Thema in einem Festvortrag während des Reuter-Jahres 1974 einzubauen. Kaum einer stimmte damals meiner Ansicht zu, mancher äußerte sich danach sehr skeptisch. — Hier ist heute also noch eine Schwelle, die von Übertragung zu Übertragung neu überwunden werden muß.

Daß das Ehepaar Minssen — nicht aus Mecklenburg, aber von der Ostseeküste gebürtig — ohne Hemmung frisch an die Arbeit ging, muß beiden gedankt werden — es ging ihnen allein um die Bewahrung großer deutscher Literatur.

Weshalb die hochdeutsche Ausgabe so wohl gelungen ist, will ich aus meiner Sicht zu begründen versuchen.

Am Ende des Klappentextes im Schutzumschlag zitiert der Verlag Goethe. — Übersetzungen seien verschleierte Schönen vergleichbar, welche die unwiderstehliche Sehnsucht wecken, das Original auch einmal in seiner unverhüllten Pracht kennenzulernen. Die hier zitierte Verschleierung ist also die hochdeutsche Sprache, und, um beim Bild zu bleiben, so ist der Stoff des Schleiers danach zu untersuchen, ob er grobes, faltenloses Leinen ist oder Seide, welche Konturen ahnen, deutlich werden läßt. Bei sehr genauem Vergleich einiger Kapitel mit dem Original wird einheitlich eine Souveränität der Sprachbehandlung deutlich, welche ein ängstliches Klammern an „möglichst getreue Übertragung“ gar nicht erst aufkommen läßt. — Die Übersetzer kennen nicht nur den plattdeutsch schreibenden Reuter, sie kennen auch seine hochdeutschen Schriften, haben sich in Reuters Diktion eingelese und haben überzeugend ein Hochdeutsch angeboten, das Reuter geschrieben haben könnte. — Sie sind auch keineswegs kleinlich vorgegangen, muten dem Leser mit Recht kleine plattdeutsche Sätze zu, die jeder verstehen kann, die aber an diesem bestimmten Ort in hochdeutscher Form blaß wirken würden. Daß am Missingsch von Bräsig nichts geändert wurde, versteht sich. Daß Bräsig bekanntlich im Zustand seelischer Erregungen ins Plattdeutsche verfällt, wird beachtet und bewahrt. (Bräsig zu Nüssler: „... meinst du, ich will um

Johanni Sauerkirschen pflücken? Nu mach daß du fortkommst, un steh hier nich vor den Baum as en Hund, wenn ne Katt in den Boom hüppt is!“)

Ist es also allein schon eine Freude, beim Lesen der hochdeutschen Ausgabe das plattdeutsche Original überall deutlich zu erkennen — (Goethes „unverhüllte Pracht“), so muß noch der weiteren Sorgfalt an dieser Arbeit gedacht werden.

Auf rund 30 Seiten werden „Anmerkungen“ angeboten. Hierin werden zunächst viele Ausdrücke erläutert, die in der norddeutschen Tiefebene zwar bekannt sind, bei süddeutschen Lesern aber nicht (z. B. „Dünndarwigkeit“, „Schacht“, „stockdoof“). Übrigens handelt es sich meistens um Äußerungen Bräsig's, dessen Missingsch ja unberührt blieb. — Wesentlicher sind indessen viele Überlegungen der Bearbeiter zu kulturgeschichtlichen Dingen. Erwähnt seien hier die tiefer greifenden Gedanken zu Nüsslers: „Ja, 't is all so, as 't is. — 't is all so, as dat Ledder is“, welche sich z. B. über eine halbe Seite hinziehen. Die Herkunft von Pomuchelkopp's Wappen am Kutschenschlag (ein Dorschkopf im blauen Feld), ist von Minssens sehr genau untersucht; sie zitieren dazu einen Brief aus unseren Tagen (November 1974) mit bis dahin nicht bekannten Einzelheiten über schwungvolle Wappenfälschungen im 19. Jahrhundert. — Manche Besonderheiten im mecklenburgischen Landleben, die nur aus dem Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 zu verstehen sind, werden mit Sorgfalt erklärt.

Hierauf folgt noch ein 5 Seiten langer Aufsatz von Friedrich Minssen „Zu dieser Ausgabe“ an, worin Eigenheiten der Übertragung und allgemeine Gedanken zum gesellschaftlichen Hintergrund jener Zeit dem jungen Leser — dem Erstleser — auf den Weg helfen. (Der Verlag sollte überlegen, bei einer Neuauflage diesen erweiterten Aufsatz als Vorwort zu bieten. Fr. M. hat offensichtlich noch mehr zur literarischen Sachkunde zu sagen, und gewisse Umstellungen im Text wären keine große Sache.)

Schließlich muß noch das Inhaltsverzeichnis erwähnt werden. Auch hier sind die Übersetzer selbstsicher eigene Wege gegangen. — Wir alle kennen Reuters einheitlich durchgehaltene Form in der Prosa. Er beginnt mit der Zählung der „Kapittel“ und formuliert dann mit „Woans“, — „Worum . . .“ usw. Themenandeutungen. — Beim Ehepaar Minssen erhält jedes Kapitel seine eigene Hauptüberschrift, unter welcher sich dann erst die Reuter angelehnten Themenandeutungen finden. Unter den Hauptüberschriften findet man so bezaubernde Begriffe wie „Die Bildergalerie“ — „Konduitenliste“ — „Les Adieux“ — „Kronprätendenten“.

Eine freundliche Ergänzung der Beigaben.

Zusammenfassend sei gesagt: Keiner, der das Original lesen kann, wird zur hochdeutschen Ausgabe greifen. Keiner aber, der Schwierigkeiten mit unserer mecklenburgischen Muttersprache hat, braucht nun auf den Genuß eines großen deutschen Romans zu verzichten, der durch viele Jahrzehnte die Erfolgsromane seiner Zeit anführte.

Dafür soll dem Ehepaar Minssen herzlicher Dank der Mecklenburger ausgesprochen werden.  
Helmut de Voss

---

Ferdinand Trömel, „Das Buch- und Pressewesen im alten Husum“. Mit einer Husum-Bibliographie. 47 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. 1975 Husum Druck- und Verlagsgesellschaft Husum (Kleine Husum-Schriften, Schrift 2). 9,80 DM.

Der Verfasser war von 1934—1949 Inhaber der Buchhandlung Opitz & Co. in Güstrow/Mecklenburg. Er vermittelt in diesem handlichen Heft einen guten Überblick über die Entwicklung des Buch- und Pressewesens in Husum seit der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts (Schleswiger Meßbuch von 1486). Die geschichtlichen Zusammenhänge (Reformation und Gelehrtenschule, Husum als kleine Residenz im 17. Jahrhundert) werden kurz beleuchtet. Auch die Abhandlungen über die Kupferstecher, Buchbinder, Verleger und ersten Buchhändler erhellen das Bild dieser „grauen Stadt am Meer“. Interessant für den Heimatkundler und Zeitungswissenschaftler sind die Hinweise auf das „Gemeinnützige Wochenblatt“ und die „Husumer Nachrichten“. Beachtlich sind die Husumer Autoren wie Theodor Storm, Rudolf Eucken und Ferdinand Tönnies, auch als dankenswerte Anregung zu ihrer Lektüre, zu der die 12seitige Bibliographie weitere Möglichkeiten bietet.

# Vermischte Beiträge

zum

## Carolinum

41. Jg. - Nr. 74

Göttingen

Frühjahr 1976



Geruhsame Freude am Vorabend — Dr. Walter Lehmbecker spricht

*Dr. med. Günther Pohl*

*60. Geburtstag und 30 Jahre Arztpraxis*

Diese beiden in seinem Lebens- und Berufsablauf denkwürdigen Jubiläen könnte unser Vorstandsmitglied Dr. Günther Pohl im großen gesellschaftlichen Rahmen in Bochum festlich begehen. Außer allen Familienangehörigen hatten sich viele Freunde, Kollegen, Repräsentanten von Dienststellen und Verbänden sowie Abordnungen seiner Schützenbrüder eingefunden. Unsere Caroliner waren durch Robert Buhrow, Dr. Walter Lehmbecker, Otto Putzierer, Michel Ludewig, Heino Dieckmann und Peter Heitmann vertreten.

Ein Ständchen, das die Schützenkapelle mit dem Choral „Lobe den Herrn“ einleitete, eröffnete am Vorabend die Festlichkeiten, die ihren eindrucksvollen Höhepunkt am 60. Geburtstag des Jubilars, dem 12. November 1975, fanden und bis in die frühen Morgenstunden des nächsten Tages in einzigartiger Gastfreundschaft und Geselligkeit anhielten. Unter den vielen Ehrungen und Ansprachen, die unserem Günther Pohl gewidmet wurden, waren es die Worte von Dr. Walter Lehmbecker und Peter Heitmann, die seine heimatverbundene Persönlichkeit, seine Bedeutung für unseren Zusammenhalt und das umsichtige Wirken seiner Gattin besonders würdigten.

## Geburtstage

Unser Vorstandsmitglied ROBERT BUHROW in Hamburg konnte am 14. Februar 1976 auf sein 85. Lebensjahr zurückblicken. Unsere Carolinerschaft übermittelte ihm herzlichste Glückwünsche. Ebenso gedenken wir am 18. April 1976 des 80. Geburtstages von Frau MIEKE SCHREIBER geb. Froelich, wohnhaft 6000 Frankfurt/M., Flensburger Straße 3.

## Gestorben

Am 5. Oktober 1975 verstarb im Alter von 70 Jahren in Heide/Holstein Frau EVA MATSCHKE geb. Thau. Sie war die Tochter des bekannten Strelitzer Kaufmannes und Zigarrenfabrikanten Hinrich Thau. — Frau ANNA LANG, langjährige Abonnentin unserer Zeitschrift, verstarb am 11. Oktober 1975 in Landau/Pfalz. — Unser Caroliner ERICH GAPPE, Kreisvertrauensapotheker in Mülheim/Ruhr, wurde am 23. November 1975 im Alter von 76 Jahren durch den Tod abberufen. Ebenfalls am 23. November 1975 ging Lehrer a. D. OTTO SÜNNEMANN in Ratzeburg heim. Er besuchte unsere Realschule in Neustrelitz bis 1919 und verzog dann nach Ratzeburg, wohin sein Vater als Gendarmeriebeamter versetzt worden war. — Am 1. Januar 1976 verstarb in Lübeck Zollobersinspektor i. R. EWALD FIELITZ im Alter von 77 Jahren. — Frau ELISABETH REINECKE geb. Prütz entschlief am 7. Januar 1976 in Norderstedt, wo sie zuletzt mit ihrem vor einigen Jahren verstorbenen Bruder, Rechtsanwalt Dr. Prütz, zusammen wohnte. — Die langjährige Fürsorgerin der Stadt Neustrelitz, ELISABETH BÖTTCHER, starb am 15. Januar 1976 im Alter von 64 Jahren in Bevensen. Sie war die Kusine der ehemaligen Abiturientinnen unseres Carolinum, Dorothea Meyer-Bothling und Erika Steinhagen geb. Meyer-Bothling. — Frau MARIA KRAUSE, Witwe des Neustrelitzer Zahnarztes Dr. Krause und Mutter von Frau Annaliese Schlicht, verstarb am 26. Januar 1976 in Otzenhausen im Alter von 82 Jahren. — Am 10. Februar 1976 entschlief in Lübeck im Alter von 75 Jahren Amtsgerichtsrat a. D. FRITZ-HEINRICH DÜVEL. Er stammte aus Friedland und war u. a. als Richter an den Amtsgerichten in Feldberg, Neustrelitz und Bad Schwartau tätig. — Alfred Wulf schrieb uns aus Schwerin, daß dort am 11. Februar 1976 seine Frau MINCHEN geb. Bierstedt beerdigt worden ist. Sie starb nach einer Operation an einer Embolie und war frühere Schülerin unseres Lyzeums in Neustrelitz. — Nachträglich erfahren wir, daß das Mitglied unseres Freundeskreises, Dr. phil. JOHANNES OVERBECK, im Vorjahr in Buchholz/Nordheide verstorben ist. — Am 20. Februar 1976 wurde das langjährige Mitglied unseres Freundeskreises, Oberstudiendirektor i. R. WALTER SAUTER in Lüneburg, von seinem schweren Leiden durch den Tod erlöst. — Am 16. März 1976 entschlief in Reinbek nach tapfer ertragenem Leiden HELENE MEINCKE. Sie war Abiturientin unseres Carolinum und bis zu ihrer Pensionierung als Mittelschullehrerin tätig. Mit ihrem Bruder, Dr. jur. Karl Meincke in Kiel, und dessen Angehörigen trauern um sie ihre Mitschülerinnen und Klassenkameraden.

## Aus Briefen

Gerd LÜPKE, Varel: Zu dem prachtvollen Artikel von Dr. Böhmer „Teterow — eine humorvolle Berühmtheit ernst betrachtet“ fällt mir da eine kleine Geschichte ein, die mir irgendjemand, ein Teterower wohl, bei einem Landsmannschaftstreffen erzählte — ich weiß jedoch nicht mehr, wer es war und wann es war. Immerhin fand ich diese Teterow-Anekdote so hübsch, daß ich sie Ihnen nicht vorenthalten möchte:

Es war im Jahre 1815, als man den großen Kongreß in Wien veranstaltete, mit Diplomaten aller Grade und aller Couleuren — was ja auch heute wieder modern ist. Wobei alle hoffen wollen, daß bei den Kongressen unserer Zeit mehr und Besseres herauskommt als beim Wiener Kongreß . . . Na ja, als eines Abends Johann Strauß Vater wieder in Schönbrunn musizierte, da saß er in der Pause mit einem Diplomaten zusammen, der sich besonders glänzend angezogen hatte: roter Frack mit viel Gold, Dreispitz und was so alles dazugehörte. Die beiden tranken zusammen — Musikanten trinken ja bekanntlich gern, und auch Diplomaten sollen da recht tüchtig sein — und schließlich fragte Strauß sein Gegenüber: „Wo kommen Sie denn eigentlich her?“ Daraufhin antwortete der Diplomat stolz: „Ich bin der Gesandte von Mecklenburg-Schwerin!“ Und er sagte auch recht „Schwerin-en“, wie sich das für einen rechten Mecklenburger gehört. Strauß fragte nun wieder: „Mecklenburg? Das ist doch da oben am Nordmeer? Und da gibt es auch eine Stadt?“ Als der Mecklenburger daraufhin empört nach dem Degen an seiner Seite angelte, fragte Strauß schnell weiter: „Ich meine,



Schulausflug zum Schweizerhaus bei Serrahn am 23. oder 29. Mai 1939  
Klasse VI (nicht alle anwesend) — von links nach rechts

stehend:

Emil Dreyer, Gerhard Reinke, Wolfgang Schmidt-Mumm, von Arnswaldt,  
Siegfried Steinführer, Fritz Krey, Günther Seidel, Heinz Rassow,  
Horst Ries (gef. in Rußland 1943), Willi Dreyer, Thiessen.

sitzend:

Dicker Weissbach (gef. in Rußland), Ulli Parnow, Walter Drescher (gef.), Heino Dieckmann.  
(Wer weiß etwas über von Arnswaldt, Günther Seidel, Thiessen und Ulli Parnow?)

Die Aufnahme wurde uns freundlicherweise von Gerhard Reinke zur Verfügung gestellt.

aus welcher Stadt stammen Sie selbst wohl?“ Der Mecklenburger, der seinen Degen sowieso noch nicht aus der Scheide bekommen hatte, beruhigte sich wieder und sagte — nein, er sagte nicht — er sang, wie das die Mecklenburger so tun: „Ut Täterow . . .“ Strauß machte sofort sein musikalisches Gesicht, nahm die Melodie auf und sang vor sich hin: „Ut Täterow — lalalalala . . .“ Dann setzte er sich an den Schreibtisch von Metternich und schrieb nach dieser Melodie den Radetzky-Marsch man immer so förfötsch unter sich weg. Und so ist es gekommen, daß eigentlich Teterow schuld daran ist, daß Johann Strauß Vater den Radetzky-Marsch komponiert hat.

Ich finde diese Anekdote so hübsch, daß ich meinte, ich müßte sie Ihnen in Ergänzung zu dem Böhmer-Artikel zur Kenntnis bringen.

— — —

OTTO G. SICKERT, Cranford N. J.: Als wir heute wieder von Florida nach Hause kamen, fand ich in meiner großen Post auch das „Carolinum“. Vielen Dank. Der Artikel über das Landestheater war sehr interessant für mich, denn ich hörte schon etwa 1915 Webers „Der Freischütz“ und erinnere mich noch sehr genau, wie Otto Goritz zurück nach Neustrelitz kam 1919 und im „Fliegenden Holländer“ und auch in „Tannhäuser“ sang. Die Namen von Franz Hahn, Mary Dierks usw. bringen alte Erinnerungen zurück, denn ich war sehr oft in der Oper. Joseph Turneau sang auch den „Evangelimann“, wurde Regisseur später in Karlsruhe und am Burgtheater. Auch besuchte ich ihn in New York, seine Frau und er waren auch mit dem National Symphony Orchestra in Washington verbunden. Einer von meinen vielen Neben-Jobs war auch, daß ich 18 Jahre auf dem Direktorat der Elisabeth

Philharmonie war und später in 1949 Präsident wurde. — Auf dem Rückflug von Florida besuchten wir unseren Jüngsten Frederick mit seiner Familie. Er ist jetzt schon ein asst. Supervisor in CPE (Clinical Pastoral Education), so lehrt er andere Pastoren ihre Arbeit als ein Hospital Chaplain. — Donnerstag habe ich wieder ein Executive Board Meeting auf der Wagner College, und hinterher fahren Betty und ich nach York, Pennsylvania, zu unserem ältesten Sohn, der Direktor of Prison Ministry ist.

Mal sehen, wie es hier aussieht im August, vielleicht komme ich dann mal wieder nach drüben.

Einliegend auch mein Beitrag. Die einzige andere deutsche Organisation, der ich angehöre als Mitglied, ist die Kriminalistische Studiengemeinschaft Bremen E. V.

— — —

ROSEMARIE STAMMER, Berlin: Ihre Zeitschrift 41. Jahrgang Nr. 72/73 einschließlich „Vermischte Beiträge“ habe ich mit innerer Freude gelesen und danke Ihnen allen für diesen herrlichen Genuß besonders herzlich. Diese Ausgabe war, wie alle anderen auch, wie wir Berliner sagen: — toll duftete —!

ANNEMARIE KÜMMEL geb. Müller, Moers: Ich habe seit Jahren die Zeitschrift „Carolinum“ abonniert und viel Freude an der Lektüre gefunden, vor allem an den Nachrichten aus vergangener schöner Zeit. Von meinem Jahrgang (1898) sind schon viele liebe Bekannte nicht mehr am Leben. Ich bin seit 9 Jahren verwitwet, habe 2 Söhne, die Ärzte sind, der ältere (53 Jahre) lebt seit 23 Jahren in Canada, wo ich alle 2 Jahre einige Wochen verlebe.



Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland,  
Landesbischof D. Helmut Class, Stuttgart (links) mit Otto G. Sickert auf der  
Biennial-Konferenz der deutschsprechenden Kirchen in Nord-Amerika,  
die im Oktober 1975 in Philadelphia stattfand.

---

*25 Jahre*  
*Landsmannschaft Mecklenburg*  
*1951 - 1976*

**Erbe und Auftrag**

Dazu rufen uns die diesjährigen Mecklenburger Heimattage  
**am 29. und 30. Mai 1976 nach Ratzeburg!**

Die Festschrift mit dem Programm ist während der Heimattage auf der Alten Wache am Markt in Ratzeburg oder kurz vor Beginn der Heimattage von der Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Mecklenburg, 2 Hamburg 36, Vor dem Holstentor 2, zu beziehen.

Quartieranmeldungen an das Verkehrsamt der Stadt Ratzeburg, 2418 Ratzeburg, Am Markt. Dort sind auch Anmeldeformulare mit Zahlkarte erhältlich!

## *Heimatliches Wiedersehen mit der alten Mühle*

Es war eine kleine, im Tollensetal gelegene Wassermühle. — Vor Jahren zog es mich dorthin zu dieser Stätte meiner Kindheit, welche ich bis zu meinem 12. Lebensjahr dort verlebte. Nun war ich mit dem Fahrrad gefahren und sah von der Mühle nur noch eine kleine Ecke Felsenwand. Wie oft hatten wir Müllerskinder hier am plätschernden Mühlenbach gespielt und dem sich ätzend drehenden Mühlenrad zugesehen. Schwupp, schwupp, schwupp, so fielen rhythmisch die schweren Wassermassen des Oberlaufes unter Begleitung von glitzernden und sprühenden Wasserspritzern in die Schaufeln des Mühlenwasserrades. Alles lebte und drehte sich, langsam das Wasserrad, schneller jedoch die noch mit Holzverzahnung versehenen Antriebsräder des Mühlen- und Mahlwerkes.

Aber wie lange schon waren die zum Mühlenteiche hinführenden Quellwasser durch die Wiesen zum Fluß hinunter vorher abgeleitet worden? Jetzt waren der Mühlenteich und der Mühlenbach leer und tot, mit ihnen auch die Mühle — Nun war auch hier kein Leben mehr. Das Haus, der Stall, die Scheune, alles war dem Erdboden gleich. Inzwischen hatte die Natur mit ihrer Flora an Gras, Nesseln, Disteln und Beifuß gütig über alles ihren Schleier gebreitet. Nur dort, wo der Herd gestanden hatte, lag noch ein Haufen von brandigem Lehm und rußigen Steinen. Vom Kuhstall konnte man noch die Futterkrippe mit den Tonschalen erkennen. Vom Hausgarten, den meine Mutter so liebevoll gepflegt hatte, daß es vom Frühling bis zum Winter immer drin grünte und blühte, und wo eine schattenspendende Laube, ganz vom wilden Wein umrankt, stand, war nichts mehr vorhanden. Im oberen Garten war noch eine Grasnarbe, welche gemäht war, hier standen unsere alten Bekannten, unsere Obstbäume. Anschließend war dann die große Sandkuhle, Spiel- und Tummelplatz für uns Kinder. Hier wurden für uns jedes Jahr zu Ostern die bunten Ostereier versteckt, welche wir mit großem Eifer, Hallo und viel Spaß aus den Verstecken und Nestern hervorsuchten. Ja, es war dort unser Kinderparadies. Glückliche, unbeschwerte Kinderjahre! Doch nun versperrten die Dornen und das Gestrüpp von allen Seiten mir den Zugang und den Einblick.

Ja, was ändert nicht alles die Zeit? Zum Schluß ging ich dann zum etwa 100 m entfernten Fluß, den Weg entlang dorthin, wo die Brücke zum Nachbardorf hinführt. Das Dorf liegt nur 2 km entfernt, und des Urgroßvaters Windmühle, um die Jahrhundertwende von einer Bockwindmühle zu einer Holländer-Windmühle umgebaut, grüßt herüber vom Windmühlenberg. Aber die Brücke wird nicht mehr von Fuhrwerken benutzt, weil sie nicht mehr befahrbar ist; es stehen nur noch die Stützbalken. Wie oft haben wir hier jeden Tag im Sommer gebadet, in den großen Ferien zwei- bis dreimal am Tag! Zwischendurch haben wir oft geangelt, meistens oben vom Brückengeländer aus. Das Wasser war klar. Wir konnten von oben alle Fische sehen und sie beobachten. Doch nun, wo ich auf einem der Brückenpfosten stand, da war trotz klarem Wetter und Sonnenschein nichts zu sehen, das Wasser floß schmutzig und grau unter mir dahin — Still und nachdenklich schob ich dann das Fahrrad entlang dem Wiesenrain unserem ehemaligen Acker entgegen. Dort lag das ganze Land in einer Fläche, auf welcher der Raps gemäht auf den Stoppeln lag und nun auf den Drusch durch den Mähdescher wartete. Hier war nun Großraumwirtschaft der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft (LPG). — Auch hier in der Arbeitsmethode wie überall die Veränderung auf Kosten der Romantik, von welcher man nicht leben, aber an der man sich erbauen kann, um neue Kräfte zu schöpfen für das tägliche Hasten, Schaffen und Wirken!  
Herbert Klitzing

### *Beitragsänderung*

Wie schon in Heft 72/73 bekanntgegeben, wurden auf der Hauptversammlung in Marburg während unseres vorjährigen Caroliner-Treffens aus zwingenden Gründen die Beiträge neu festgesetzt, und zwar

auf 30,— DM jährlich für ehemalige Caroliner und Neustrelitzer Lyzeistinnen  
und 20,— DM jährlich für die Mitglieder unseres Freundeskreises.

Wir bitten, dies bei den Überweisungen für 1976 zu beachten, was bisher vielfach übersehen worden ist, so daß wir hiermit an entsprechende Nachzahlungen erinnern! In diesen Beiträgen ist die Bezugsgebühr für unsere z. Z. halbjährlich erscheinende Zeitschrift inbegriffen.

Zur Erleichterung unserer Arbeit, die wir ohne Geschäftsstelle und ehrenamtlich erledigen, weisen wir nochmals darauf hin, daß die Jahresbeiträge bis zum 31. März überwiesen werden sollen. Um Mahnungen zu vermeiden, bitten wir auch, Rückstände zu begleichen. Anfragen sind an unseren Schatzmeister Michel Wolfgang Ludewig, 2407 Bad Schwartau, Lindenstr. 64, zu richten. Überweisungen sind auf dessen Postscheckkonto Hamburg Nr. 1362 92 — 206 vorzunehmen.

---

Auf vielfachen Wunsch treffen sich

## *Caroliner und Freunde*

zu einem zwanglosen Beisammensein am

**16. und 17. Oktober 1976**

im Schloß-Hotel auf **Burg Rheinfels**, 5401 **St. Goar**.

Am 17. Oktober sind wir zu einer Motorbootsfahrt nach Rüdesheim eingeladen!

Anmeldungen an unseren Caroliner **Heino Dieckmann**, Schloß-Hotel auf Burg Rheinfels, 5401 St. Goar, mit Angabe der gewünschten Unterkunft (DM 35,— bis 45,— incl. Frühstück Burg Rheinfels, DM 18,— bis 30,— St. Goar).

---

### *Aus Briefen*

ROBERT BUHROW, Hamburg: Meinen schönsten Dank für die lieben Zeilen zu meinem 85., über die ich mich sehr gefreut habe, und für das unerwartete große Geschenk der Carolinerschaft, der ich meinen herzlichsten Dank auszurichten bitte. Beim Anblick der prächtigen Gabe ist mir allerdings ein Tropfen Bitterkeit in die Freude gefallen bei dem Gedanken, niemanden von den frohen Gesellen, die mir den Tag vor 5 Jahren so schön gestaltet haben, diesmal bei mir sehen zu können. Das hat auch meiner Frau recht leid getan. — Ja, die Stunden im Hause Dr. Pohls! Noch immer freue ich mich dankbarst, an jenem Zauberfest haben teilnehmen zu können. Ob ich noch einmal an einer Sitzung im vertrauten Vorstandskreis werde teilnehmen können? — Ich hoffe es, aber — es hängt ja nicht von mir allein ab. —

### *Schülerkreis des Warener Gymnasiums, Reform-Realgymnasiums und der Höheren Töcherschule in W a r e n*

Im Jahre 1959 hatte Ernst Mahnke zum ersten Male zu einem Treffen der Warener Schüler aufgerufen. Weitere Treffen folgten dann im Abstand von zwei Jahren in der Zeit von 1961 bis 1971 und zuletzt 1974. Sie erfreuten sich alle eines guten Besuchs. Während des letzten Treffens am 26. Mai 1974 in Hamburg wurde Ernst Mahnke, den wir auch auf unseren Caroliner-Treffen in Marburg gelegentlich begrüßen konnten, plötzlich durch den Tod abberufen.

Nun soll nach zweijähriger Pause in diesem Jahr wieder ein Warener Schülertreffen stattfinden, und zwar am

28. und 29. Mai in Hamburg.

Anschließend ist dann am Sonntag, dem 30. Mai 1976, eine Gemeinschaftsfahrt von Hamburg aus zur

*Teilnahme an den Mecklenburger Heimattagen in Ratzeburg*

geplant!

Alle ehemaligen Warener Schülerinnen und Schüler werden hiermit aufgerufen, an diesem Treffen in Hamburg und Ratzeburg teilzunehmen und den Warener Schülerkreis tatkräftig

durch Mitarbeit und auch finanziell zu unterstützen. Spenden werden auf das Postscheckkonto Hamburg Nr. 1740 74 - 206 unter „Warener Schülerkreis“ erbeten.

Nähere Auskunft erteilt der Vorsitzende der Carolinerschaft, Peter Heitmann, Brahmstraße 27, 2400 Lübeck.

Wir geben hiermit dem Wunsch der uns befreundeten Warener auf Veröffentlichung dieses Aufrufes auch in unserem „Carolinum“ gern statt, zumal unser verewigter Oberstudien-  
direktor Gustav Heinrich Piehler zuletzt auch Direktor des Warener Gymnasiums war.

— — —

### Nach Redaktionsschluß eingegangen

Wir erhalten aus Arlington, Virginia, von Frau Ruth Pantel geb. Cordua die Nachricht, daß Dr. HANS - HENNING PANTEL ganz plötzlich im 63. Lebensjahr am 27. Januar 1976 in Oldenburg gestorben ist. Todesursache: Herzinfarkt. Dr. H.-H. Pantel, früher Padderow, der am Carolinum das Abitur machte und sehr an seiner Heimat und seiner alten Schule hing, beschäftigte sich in jahrelanger Forschungsarbeit mit der Entschlüsselung der Maya-Hieroglyphen des alten Mexiko. In zahlreichen Beiträgen in Fernsehen und Presse und in Lichtbildervorträgen hat er zu diesem Thema Stellung genommen. Ein umfangreiches Buch-Manuskript war fertiggestellt. Mitten aus seiner Arbeit und seinen Plänen heraus ereilte ihn der Tod. Es trauern um ihn seine Familie und ein großer Freundeskreis.